

Inhalt

Semesterspiegel

4 Der Semesterspiegel sucht einE GeschäftsführerIn

4 Neues Redaktionsmitglied Kerstin Schnatz

Hochschulpolitik

5 Pleitegeier fordert Opfer – NRW zieht sich aus Finanzierung der Studentenwerke zurück

6 Alle Instrumente werden angewendet – Interview mit Peter Haßmann, Geschäftsführer des Studentenwerks Münster

8 Kommentar zur Sozialbeitragserhöhung – von Sacha Vogt, AStA-Vorsitzender

9 Die aktuelle Montagsfrage

11 Wo das ganze Geld hingehet, wenn es weg ist

12 Die Sache mit der Sachlichkeit – Zu Edo Schmidts Artikel im SSP 341

13 Keine weiteren Hürden beim Hochschulzugang! – Zum neuen Modell des Hochschulzugangs

14 Das schwarze Loch – Teil II – RCDS: Erhöhung ist vermeidbar

15 Haushalt für Anfänger – Eine Richtigstellung des Finanzreferenten

16 Studierendenparlament-News

17 Minijob-Verdiesnt kann zu BAföG-Kürzungen führen – 400-Euro-Grenze gilt nicht für BAföG-Empfänger

Kurzgeschichtenwettbewerb

18 Kurzgeschichtenwettbewerb, die Zweite

19 Ein neues Leben? – Die erste Geschichte unseres Kurzgeschichtenwettbewerbs

Satire

20 Osman allein im Kokpit – Eine Kurzgeschichte von Osman Engin

Politik

22 Weiter so! – Wenn Veränderungen nichts mehr verändern.

Universität

24 Vorlesungsmarathon 2003: Luft raus oder frischer Wind?

26 Die Uni Münster in 10 Jahren

Universität – Veranstaltung

28 Zusammenschluss von »Arbeiterkindern« an der Uni

28 Vortragsreihe des Frauenreferates: Gender Studis – Vorträge von Studierenden für Studierende

29 Die Auszeit-ler

Kunst

30 Werner Streppel im Kunsthaus Kannen – Kunst aus der Psychatrie

Buchrezension

32 Von Menschen und Masken – Erste umfassende Gesamtdarstellung des zapatistischen Aufstands in Chiapas / Mexiko

34 Der Spurensucher

34 Alles eine Frage der Organisation – Antiglobalisierungskämpfe zwischen Aktionismus und Kunst

36 Paradoxe Grenzkämpfe – Étienne Balibar auf dem Weg nach Europa

CD-Rezension

38 Zeugnisse des Vergangenheit

CD-Tipps

31 Was auf die Ohren!

Impressum

HerausgeberInnengremium:

Dagmar Diener
Maren Lurweg
Michael Schramm
Baldo Sahlmüller
Michael Thomann

Chefredaktion und v.i.S.d.P.:

David Juncke (dju)

Redaktion:

Jan Balthasar (jab)
Stefan Küper (skü)
Torsten Bewernitz (bew)
Maike Rocker (mar)
Benjamin Yu (yub)
Kerstin Schnatz (kes)

Layout / Illustration:

Simone Söndgen (sis)

Geschäftsführung:

Christian Wohlgenuth

Redaktion und Anzeigenverwaltung:

Schlossplatz 1, 48149 Münster
ssp@uni-muenster.de

Druck: AStA-Druck

Auflage: 4.000

Redaktionsschluss SSP:

29. Juni 2003

SSP virtuell:

www.semesterspiegel.de

Der Semesterspiegel ist die Zeitung der Studierenden der Universität Münster. Die Artikel geben die jeweiligen Meinungen des/der AutorIn wieder. Das gilt auch für namentlich gekennzeichnete Artikel von Mitgliedern des Redaktionsteams. Sie dienen auf Grundlage der verfassungsmäßigen Ordnung der Förderung der politischen Bildung, des staatsbürgerlichen Verantwortungsbewusstseins und der Bereitschaft zur Toleranz (HG-NW § 72 (2) Satz 4).

Manuskripte bitte digital (auf Diskette/CD oder per e-mail in Formaten von üblicher oder kostenlos verfügbarer Software, Bilder im Original oder als tif-Datei (300 dpi, un bearbeitet)) an die Redaktion unter Angabe von Namen, Adresse und Bankverbindung. Disketten/ CDs und Fotos können nach dem Erscheinen des SSP im AStA-Büro abgeholt werden. Die Redaktion behält sich vor, Beiträge zu kürzen. Artikel unter Synonym werden nicht veröffentlicht. In begründeten Ausnahmen können AutorInnen ungenannt bleiben.

Honorar: 0,01 Euro für 6 Zeichen

Fotohonorar: 10 Euro

Karikatur: 15 Euro

Liebe Leserin, lieber Leser!

»Am Golde hängt, zum Golde drängt doch alles – ach wir Armen!« Was einst Gretchen feststellen musste, das gilt für uns heute mit unglaublicher Aktualität weiterhin. Ein Blick in die Zeitung, die abendliche Tagesschau, die Nachrichten im Radio: Sie alle künden von den knappen Kassen unseres Staates und davon, dass Vieles nicht mehr bezahlbar ist, es sei denn, wir alle sind bereit, Kürzungen in Kauf zu nehmen und eigene Opfer zu bringen. Rauchen geht es bald noch stärker ans Portemonnaie, Kraftstoffe sind kaum noch bezahlbar und was die Gesundheitsleistungen angeht, werden wir bald schon beispielsweise für Medikamente tiefer in die Tasche greifen müssen.

Dass die leeren Staatskassen einen Einfluss auf uns Studierende haben, das ist uns spätestens bei der jüngsten Diskussion um Studiengebühren bewusst geworden. Doch nun trifft es alle: Nicht nur die Bummelstudenten werden zahlen müssen, sondern auch der stark engagierte Ersti mit seinen 40 Semesterwochenstunden. Der Grund: Das Land Nordrhein-Westfalen zieht sich peu à peu aus der Finanzierung der Studentenwerke heraus und mal wieder müssen wir Studierende in die finanzielle Bresche springen. Zum kommenden Wintersemester wird allein der Beitrag für das Studentenwerk um 7,50 EUR steigen. Den Gründen für diese Steigerung ist für Euch die SSP-Redaktion nachgegangen. Auf den folgenden Seiten gibt es also viel zu erfahren über die Kostensteigerung und ihre Ursachen und die Reaktionen darauf von Studierenden und AStA-Vorsitz.

Zu der Erhöhung des Beitrags für die Studentenwerke kommt übrigens noch die

Erhöhung des Beitrags für die Aufgaben der Studierendenschaft um 2,50 EUR. Mit diesem Beitrag wird neben der Arbeit des AStAs und der verfassten Studierendenschaft beispielsweise der Semesterspiegel finanziert. Der AStA-Finanzreferent erklärt in seinem Artikel *Haushalt für Anfänger* nochmals die Ursachen für das ›Haushaltsloch‹ und die resultierenden Konsequenzen.

Kurzum: Der Semesterbeitrag wird bei der nächsten Abbuchung zum ersten Mal eine dreistellige Zahl vor dem Komma haben, Tendenz weiter steigend! Düstere Aussichten im sommerlichen Münster ...

Die Leser unter Euch, die all dies nicht interessiert und Kurzweil bei der Lektüre des Semesterspiegels suchen, werden auch in dieser Ausgabe wieder fündig. Unser Kurzgeschichtenwettbewerb ist angelaufen, es gab zahlreiche Einsendungen und einen Gewinner. Die beste Geschichte *Ein neues Leben?* findet ihr auf den folgenden Seiten. Denjenigen unter Euch Nachwuchsautoren, die dieses Mal nicht gewonnen haben, sei gesagt, dass der Kurzgeschichtenwettbewerb eine Serie ist und ihr bei der nächsten Ausgabe wieder die Chance auf Veröffentlichung, Ruhm und einen Bücherutschein habt. Also seid alle ermutigt, weiterhin fleißig Eure Geschichten dem Semesterspiegel zukommen zu lassen!

Bis zur nächsten Ausgabe Mitte Juli wünsche ich Euch weiterhin nette Aaseeseminare und guten Durst im Biergarten.

Es grüßt Euch Euer
David Juncke
Chefredakteur



Privat

Der Semesterspiegel sucht zu Beginn des Wintersemesters 2003/2004

einE GeschäftsführerIn.

Die Stelle ist auf ein Jahr befristet, dann erfolgt eine Neu-Ausschreibung.

Der Semesterspiegel erscheint zur Zeit 6- bis 7-mal jährlich während der Vorlesungszeit. Aufgabe der Geschäftsführerin/des Geschäftsführers ist es, die Zeitung an den verschiedenen Instituten der Universität Münster zu verteilen, das Honorar der freien Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter abzurechnen sowie Anzeigen einzuwerben.

Voraussetzung für die Einstellung ist ein Führerschein der Klasse B (bzw. Klasse 3).

Die Tätigkeit wird mit 75 Euro pro Ausgabe vergütet, zusätzlich werden eingeworbene Anzeigen mit 20 Prozent ihres Wertes honoriert.

Bewerbungen von Frauen sind ausdrücklich erwünscht. Frauen werden bei gleicher Eignung, Befähigung und fachlicher

Leistung bevorzugt berücksichtigt, sofern nicht in der Person eines Mitbewerbers liegende Gründe überwiegen.

Bewerbungen von Schwerbehinderten werden bei gleicher Qualifikation bevorzugt.

Die Bewerbung ist schriftlich in einem verschlossenen Umschlag zu richten an:

Semesterspiegel – Zeitung der Studierenden der Uni Münster

Stichwort: Geschäftsführung

Schlossplatz 1

48149 Münster

Bewerbungsschluss:

31.Juli 2003

Neues SSP-Redaktionsmitglied

Liebe LeserInnen,

Die Ein- oder Andere hat vielleicht schon mal etwas von mir in einem anderen, noch sehr jungen, münsteraner Hochschulmagazin gelesen, wo ich mich zwei Ausgaben lang das erste Mal als Journalistin versucht habe. Als Überläuferin zur Redaktion des Semesterspiegels für die Liste Uni-GAL, bin ich froh euch jetzt bald mit hoffentlich spannenden und interessanten Artikeln beglücken zu können. Ich studiere Politikwissenschaft, Anglistik und Geschichte und lasse mich hin und wieder mal bei der Fachschaft Geschichte blicken, die sich hiermit ganz lieb begrüßt fühlen darf. Ich mag spontane Ausflüge ans Meer, Sonntage und Spaghetti mit Tomatensoße. Eine Frage, die seit einiger Zeit an mir nagt, geht an die OrganisatorInnen der letzten Jura Party und an alle anderen Studierenden, die eine Erklärung parat haben. Sie lautet: ›WARUM?‹ (Das grausame Plakat!)

Antworten und Spekulationen bitte an die Redaktion des Semesterspiegels. Danke.

Kerstin Schnatz



Pleitegeier fordert Opfer

NRW zieht sich aus Finanzierung der Studentenwerke zurück

Der Pleitegeier kreist über dem schönen NRW und nun hat er eine Spezie entdeckt, die ihm ganz besonders gut schmeckt: den Studi. Wenn die Uni in den nächsten Wochen die Rückmeldebögen mit den obligatorischen Überweisungsträgern verschickt, werden sich Münsters Studierende an eine neue Optik gewöhnen müssen: Vor dem Komma werden dann drei Ziffern stehen. Der Semesterbeitrag für das kommende Wintersemester wird mit über 100 Euro mehr als zehn Prozent höher ausfallen als der letzte. Eine böse Überraschung zum Sommeranfang.

Der Grund: Neben dem Anstieg des Beitrags für die studentische Selbstverwaltung um 2,50 Euro (wir berichteten in der letzten Ausgabe) werden die Studis auch eine deftige Erhöhung des Sozialbeitrags für das Studentenwerk um 7,50 Euro auf dann 43,80 Euro hinnehmen müssen. »Eine Entscheidung, die uns sehr schwer gefallen ist«, betont Peter Haßmann, Geschäftsführer des Studentenwerks Münster.

Die Schuldigen, und in diesem Punkt sind sich Studentenwerk und der AStA der WWU einig, sind jedoch weniger in Münster, als in Düsseldorf zu suchen. Seit 1994 hat die Landesregierung die Zuschüsse an die Studentenwerke in NRW nicht mehr erhöht. Wurden damals noch über 30 Prozent des Studentenwerk-Haushalts in Münster vom Land getragen, waren es 2002 aufgrund der gestiegenen Kosten nur noch 14,7 Prozent. Und nun wird der Hahn noch fester zugedreht: In diesem Jahr werden insgesamt 500.000 Euro weniger an die Studentenwerke in NRW ausgeschüttet. Im Doppelhaushalt für die Jahre 2004 und 2005, den das Land zu Zeit schnürt, vermutet Geschäftsführer Haßmann noch mehr böse Überraschungen.

Doch damit nicht genug: Nicht nur aus der Bezuschussung der laufenden Ausgaben zieht sich die Landesregierung Stück für Stück zurück, auch Bau- und Sanierungsmaßnahmen wie die in den beiden Mensen werden in Zukunft so einfach nicht mehr möglich sein. An solchen Maßnahmen will sich NRW überhaupt nicht mehr beteiligen. Darlehen von der landeseigenen Wohnungsbauförderungs-Anstalt (WfA) zu einem Zinssatz von 0,5 Prozent wie in der Vergangenheit? Fehlanzeige! Die WfA verlangt zukünftig marktübliche Zinssätze um die 6 Prozent. »Wir haben in den vergangenen acht Jahren 22 Mio. Euro in die Modernisierung unserer Verpflegungsorte investiert«, erläutert Peter Haßmann, »das wäre unter den zukünftigen Bedingungen so nicht möglich gewesen.« Viele Studentenwerke stehen damit vor einem Desaster. Ein Wirtschaftsprüfer sieht

allein auf das Studentenwerk Münster in naher Zukunft einen zusätzlichen Investitionsbedarf von rund 50 Mio. Euro zukommen.

Und es kommt noch dicker: Sollten die Studienkonten in NRW eingeführt werden, droht den Hochschulen in Münster eine Exmatrikulationswelle von schätzungsweise rund 5.000 Studis. Die Folge wäre ein Loch von rund 420.000 Euro im Studiwerk-Budget, das auf die Beiträge der übrigen Studierenden umgelegt werden müsste ...

Trotz allem: An den »traditionellen« Sozialleistungen wie Mensen, Wohnraum, BAFöG und der Betreuung von Kindern Studierender kann und will das Studentenwerk nicht rütteln, wie Haßmann betont. Höchstens der ein oder andere KaBu könnte dem Sparzwang in absehbarer Zeit zum Opfer fallen. Das Studentenwerk hat stattdessen begonnen, seine Einnahmenseite aufzupäppeln. Und zwar nicht nur durch Beitrags-erhöhungen, sondern auch durch die gezielte Erschließung weiterer Geldquellen. Dazu zählt zum Beispiel das neue Abendangebot der Mensa am Aasee. Hier können seit März auch Nicht-Studierende bis 22 Uhr essen – allerdings zu marktüblichen Preisen. Ein Angebot, das offenbar gut angenommen wird. Laut Studentenwerks-Pressesprecher Gisbert Schmitz hat sich der Abendumsatz binnen weniger Wochen vervierfacht. Wie hoch der Gewinn ausfallen wird, lässt sich jedoch noch nicht abschätzen.

Der AStA der WWU und die Vertreter der Studierenden im Verwaltungsrat des Studentenwerks haben die Beitragserhöhung um 7,50 Euro zähneknirschend akzeptiert. Übereinstimmend kommen sie zu dem Urteil, dass dem Studentenwerk keine andere Wahl blieb. Richtig Sorgen machen dem AStA-Vorsitzenden Sascha Vogt jedoch Aussagen wie die des Staatssekretärs Krebs aus dem NRW-Bildungsministerium, der geäußert haben soll, dass er Sozialbeiträge von 80 bis 100 Euro allein für die Studentenwerke für durchaus vertretbar halte. Damit sei klar, dass sich das Land mittelfristig völlig aus der Finanzierung der Studentenwerke verabschieden wolle. Für die letzte Juni-Woche (23. – 27. Juni) planen die NRW-ASten daher eine landesweite Aktions- und Kampagnenwoche gegen die Kürzungspläne. Die Erfolgsaussichten dürften gegen Null tendieren.

Stefan Küper

Alle Instrumente werden angewendet

Peter Haßmann, Geschäftsführer des Studentenwerks Münster, über die Beitragserhöhung um 7,50 Euro, finanzielle Belastungen und neue Einnahmequellen des Studentenwerks. Mit ihm sprach SSP-Chefredakteur David Juncke.

Herr Haßmann, am Anfang Mai gab es eine Aussprache im Studierendenparlament über die geplante Erhöhung des allgemeinen Sozialbeitrags. Zu welchem Ergebnis ist im Anschluss daran der Verwaltungsrat gelangt?

Wir haben auf der letzten Verwaltungsratssitzung über die Erhöhung der Sozialbeiträge ab dem Wintersemester 2003/2004 intensiv diskutiert. Die einzelnen Positionen der verschiedenen Gremienmitglieder wurden ausgetauscht. Das Ergebnis war sehr gemischt, aber dennoch wurde mit großer Mehrheit beschlossen, dass der allgemeine Sozialbeitrag zum kommenden Wintersemester um 7,50 Euro steigen wird. Zu dieser Erhöhung muss es aus verschiedenen Gründen kommen. Zum einen zieht sich das Land Nordrhein-Westfalen als Zuschussgeber seit Jahren immer mehr aus der Finanzierung der Studentenwerke heraus. Diese Landeszuschüsse haben sich seit zehn Jahren nicht mehr erhöht, momentan sinken sie sogar. Im Gegensatz dazu haben sich die Kostenblöcke der Studentenwerke sehr erhöht; den größten Anteil der Kosten verursachen die Personalausgaben, da die meisten Leistungen des Studentenwerks – man denke an die großen Mensen, in denen wir mehr als zwei Millionen Essen pro Jahr ausgeben – sehr personalintensiv sind.

Was genau ist denn bei den hohen Personalkosten ausschlaggebend?

Das Problem, das wir neuerdings bei den Personalkosten haben, ist, dass wir die Versorgungskassen des Landes mit zusätzlichen Geldern sanieren müssen. So hatten wir im letzten Jahr gegenüber zum Vorjahr eine Personalkostensteigerung von 2,4 Prozent. Allerdings sind die Sozialabgaben für unsere Mitarbeiter um 6,4 Prozent gestiegen. Die Studentenwerke werden also auch zu Sanierung der Versicherungskassen herangezogen.

Welche weiteren Kostenblöcke drücken neben den Personalkosten auf das Studentenwerk?

Ein weiterer Punkt, der dazu führt, dass wir die Sozialbeiträge in Zukunft erhöhen müssen, sind die Abschreibungskosten. Wir haben es in Münster in den vergangenen acht Jahren größtenteils geschafft, unsere Einrichtungen zu modernisieren. Um in Zukunft auch modernisieren zu können, müssen jedoch Abschreibungen einkalkuliert werden. Diese Abschreibungen be-

lasten uns erheblich.

Vor kurzer Zeit wurde das vom Studentenwerk betriebene Hotel am Aasee eröffnet. Im Rahmen einer solchen Investition fragt man sich, ob dieses Hotel denn im Blick auf die finanzielle Situation wirklich notwendig und finanzierbar war?

Die Hauptaufgabe der Studentenwerke besteht darin, den Studierenden mit traditionellen Leistungen zu versorgen. Darunter fallen die Aufgabenfelder *Verpflegung, Wohnen, Ausbildungsförderung/BAföG* und *Kinderbetreuung*. Diese Kernaufgaben werden wir auch in Zukunft in der Vordergrund stellen. Allerdings müssen die Studentenwerke aufgrund ihrer finanziellen Situation versuchen, zusätzliche Geschäftsfelder zu bewirtschaften. Nach einer gewissen Anfangszeit sollen dann mit diesen Zusatzgeschäften die traditionellen Aufgaben subventioniert werden. Damit haben wir in Münster vor Jahren angefangen. Unsere Cafés wurden modernisiert und sie werden nun als steuerpflichtige Geschäftsbetriebe betrieben. So kann durch das Veranstaltungsgeschäft zusätzliches Geld in die Kassen kommen.

Des weiteren bietet das Seminargeschäft, das wir seit Ende 2002 betreiben, eine weitere Möglichkeit, Geld zu verdienen. Wir vermieten dabei unsere Räumlichkeiten an die Hochschulen oder an interessierte Dritte, um durch diese Mieteinnahmen zusätzliche Finanzierungsmöglichkeiten zu bekommen.

Ein dritter Schritt zur finanziellen Auspolsterung ist das angesprochene *Hotel am Aasee*. Durch eine gute Auslastung der Gästeetage in der Bismarckallee versuchen wir nach einer Anlaufzeit zusätzliche Gelder für das Kerngeschäft zu bekommen. Wir gehen aber davon aus, dass die ersten drei Jahre defizitär sein werden.

Sie haben die Aufgaben der Studentenwerks angesprochen und an erster Stelle die Verpflegung der Studierenden genannt. Diese Aufgabe wird mit den beiden Mensen und vielen Ausgabestellen wahrgenommen. Ist es denn bei der finanziellen Situation überhaupt vertretbar, so viele Ausgabestellen zu betreiben? Wäre es nicht viel eher sinnvoll, einige Ausgabestellen zu schließen?

Wir haben flächendeckend im Hochschulbereich eine Vielzahl von Ausgabestellen installiert. Unser Ziel war es, ganz nah an den zu versorgenden fünf Hochschulen zu sein. Dafür spricht auch die Tatsache, dass sich immer mehr private Anbieter Zutritt zum Campus verschaffen wollen und so eine Konkurrenzsituation herbeiführen wollen. Unsere Zielsetzung in diesem Zusammenhang war es, als kompetenter Alleinanbieter für

Interview mit Peter Haßmann, Geschäftsführer des Studentenwerks Münster

die Studierenden da zu sein, um auch ein gewisses Preisniveau zu halten.

In Zukunft werden wir aber aufgrund der brennenden Kostensituation über einzelne kleine Standorte diskutieren müssen. Ich gebe aber zu bedenken, dass immer dann, wenn wir in der Vergangenheit über Schließungen und Änderungen der Öffnungszeiten gesprochen haben, sehr viel Kritik von den Studierenden und Hausherrn der Hochschule, also den Fachbereichen, gekommen ist. Die Diskussion um die Schließung von einzelnen Ausgabestellen ist demnach immer ein Interessensgegensatz. Ich gehe aber davon aus, dass wir in Zukunft die Situation nochmals analysieren und abwägen müssen.

Ließen sich denn Ihrer Meinung nach durch die Privatisierung bestimmter Aufgabenfelder in Zukunft Kosten sparen? Gibt es vielleicht Planungen, die vorsehen, dass verschiedene Aufgaben dem Markt überlassen werden, da dort die Leistungen womöglich besser und kostengünstiger erbracht werden könnten?

Wir führen zum Beispiel das *Café Uferlos* als steuerpflichtigen Betrieb und machen da gute Erfahrungen. Allerdings glaube ich, dass gerade unsere sozialen Aufgaben, also die traditionellen Aufgaben, besser durch das Studentenwerk wahrgenommen werden. Seit über achtzig Jahren sind wir bei den sozialen Aufgaben in der Pflicht und wir sind da sehr kompetent. Ich bin mir sicher, dass nur die Studentenwerke diese Aufgaben mit dieser Kompetenz wahrnehmen können.

Wie wird sich die Kosten- und Beitragssituation entwickeln, wenn Studienkonten bzw. Studiengebühren eingeführt sind? Schließlich sind viele Personen nur deshalb eingeschrieben, um die verschiedenen Vorteile, vom Semesterticket bis zur Vergünstigung im Kino, genießen zu können. Diese Personen werden doch unweigerlich für die Finanzierung des Studentenwerks über den Semesterbeitrag wegbrechen, wenn die Studiengebühren umgesetzt sind. Sind das nächste Finanzierungsdefizit und daraus folgende Beitrittserhöhungen nicht schon in Sicht?

Wir haben die Diskussion um Studienkonten und auch um drastische Kürzungen des allgemeinen Landeszuschusses bewusst zunächst ausgeklammert. Wir sehen die von Ihnen beschriebenen Gefahren, wissen aber noch nichts Konkretes. Deshalb schieben wir grundsätzlich die Diskussion auf einen Zeitraum, in dem nähere und detaillierte Informationen vorliegen. Aber sowohl die Geschäftsführung als auch die Gremienmitglieder gehen davon aus, dass Studiengebühren dazu führen werden, dass weniger Studenten eingeschrieben sein werden. Die Universität geht davon aus, dass die Studierendenzahl um rund

zehn bis zwölf Prozent wegbrechen wird. Das sind über 4.500 Studenten. Jeder Studierende zahlt einen Semesterbeitrag für den allgemeinen Bereich des Studentenwerks von über 43 Euro. Die resultierende Summe wäre dann so enorm, dass sie gar nicht mehr aufgefangen werden kann. Spätestens dann werden wir wieder über Beitragserhöhungen und große Pakete des Kostenabbaus diskutieren müssen.

Neben Gebührenerhöhungen besteht die Möglichkeit der Einnahmeerzielung auch über höhere Preise. Wird beispielsweise auch an der Preisschraube in den Mensen gedreht werden?

Wir haben uns entschieden, alle Instrumente, die uns zur Verfügung stehen, auch anzuwenden. Auf der Kostenseite versuchen wir in nächster Zeit Einsparungen weiter durchzuführen. Wir versuchen ferner, unsere Leistungen noch zu verbessern, um wieder mehr Studierende in unsere Einrichtungen zu ziehen. Ein Beispiel dafür ist die Mensa II, die gerade modernisiert und zum Wintersemester 2003/2004 wieder geöffnet wird. Neben den Sozialbeiträgen werden wir aber auch etwas an der Preisschraube machen müssen. Zum Jahr 2004 werden wir versuchen, daraus einen positiven Effekt zur Finanzierung zu bekommen. Eine ganz genaue Berechnung ist dann aber notwendig, da sich die Einrichtungen des Studentenwerks Münster durch die Stadtlage direkt in Konkurrenz zu privaten Anbietern befinden. Sollten wir dann zu stark an der Preisschraube drehen, werden wir den gegenteiligen Effekt bekommen. Die Studierenden zieht es dann nicht zurück in die Einrichtungen des Studentenwerks, sondern sie werden zu privaten Anbietern abwandern.

Die Gebührenerhöhung zum kommenden Wintersemester steht also fest. Was haben Sie denn geplant, um diese Gebührenerhöhung den Betroffenen, also den Studierenden, zu kommunizieren?

Wir werden ab Ende Mai versuchen, die Studierenden genau über das Thema zu informieren. Über die Medien, für die wir eine Pressekonferenz geben werden, wollen wir die Studierenden flächendeckend darüber informieren, warum wir gezwungen sind, die Sozialbeiträge zu erhöhen. Dabei darf man aber auch nicht aus dem Auge verlieren, dass der allgemeine Sozialbeitrag nur ein Teil der Belastung der Studierenden ist. Neben den Beiträgen beispielsweise für die studentische Selbstverwaltung und das Semesterticket ist der durch uns erhöhte Beitrag nur eine Komponente und der Studierende sollte schon wissen, wofür er welche Beträge bezahlt.

Kommentar zur Sozialbeitragserhöhung

Oftmals müssen auch in der Hochschulpolitik schwierige Entscheidungen getroffen werden. In der Diskussion zur aktuellen Sozialbeitragserhöhung standen wir vor einem solchen Dilemma. Zum einen bedeutet jede Erhöhung des Sozialbeitrags eine zusätzliche Belastung für alle Studierenden. Dies gilt insbesondere für Studierende, für die schon jetzt der Sozialbeitrag eine erhebliche Belastung ist. Zum anderen aber sind viele Studierende auf die Leistungen des Studentenwerks, sei es durch günstigen Wohnraum, günstiges Mensa-Essen oder die Betreuung ihrer Kinder, angewiesen. Deshalb muss das Studentenwerk erhalten und auch für die Zukunft gesichert werden.

Für die aktuelle Deckungslücke im Wirtschaftsplan des Studentenwerks ist die Geschäftsführung nur teilweise selbst verantwortlich. Vielmehr ist schon seit Jahren ein Rückzug des Landes aus der Finanzierung der Studentenwerke zu beobachten. Das sieht man allein daran, dass der Sozialbeitrag in allen Studentenwerken in Nordrhein-Westfalen steigen musste. Der durchschnittliche Sozialbeitrag ist seit 1996 von 29 auf jetzt 40 Euro angestiegen. Und dieser Rückzug des Landes könnte sich in der Zukunft noch verstärken. In der Diskussion zum Doppelhaushalt 2004/2005 des Landes soll gerade bei den Zuschüssen für die Studentenwerke gespart werden. Die Folge wäre eine weitere Erhöhung des Sozialbeitrags. Im Ministerium für Wissenschaft und Forschung hält man einen durchschnittlichen Beitrag von 80 bis 100 Euro für vertretbar – also rund 50 Euro zusätzliche Kosten pro Semester. Zur Erinnerung: Im vergangenen Sommersemester sind wir alle schon einmal wegen 50 Euro zusätzlicher Belastung auf die Straße gegangen, damals hießen sie nur ehrlicherweise gleich *Studiengebühr*.

Um die aktuelle Deckungslücke im Wirtschaftsplan allein durch eine Beitragserhöhung zu schließen, wäre eine Erhöhung um 15 Euro notwendig gewesen. Wir haben deshalb gesagt: Die Hälfte dieser Deckungslücke kann durch eine Erhöhung des Sozialbeitrags ausgeglichen werden, die andere Hälfte muss durch das Studentenwerk selbst erwirtschaftet werden. Das ist aus unserer Sicht fair und gerecht – das Studentenwerk muss seinen Teil beitragen und wir Studierende eben auch. Es wäre fatal, in dieser Situation einen Konflikt zwischen Studierendenschaft und Studentenwerk loszutreten. Schließlich sitzen die Verantwortlichen für die Erhöhung nicht in Münster sondern in Düsseldorf. Gemeinsam mit dem Studentenwerk und gemeinsam mit allen anderen ASten in Nordrhein Westfalen wollen wir deshalb gegen eine weitere Kürzung der Zuschüsse für die Studentenwerke Front machen. Im Sommer wird von der Landesregierung ein erster Haushaltsentwurf aufgestellt werden. Bis dahin müssen wir alle gemeinsam deutlich machen, dass die Zuschüsse nicht gekürzt werden dürfen, dass das Studentenwerk eine unverzichtbare Funktion in unserem Uni-Alltag hat und dass weitere Erhöhungen des Sozialbeitrags für viele Studierende eine schwer zu bewältigende zusätzliche soziale Härte wäre.

Sascha Vogt
AStA-Vorsitzender

Die aktuelle Montagsfrage

(diesmal vom Mittwoch)

Wie in den vorherigen Artikeln eingehend behandelt, hat der Verwaltungsrat des Studentenwerks Münster in seiner letzten Sitzung beschlossen, die Sozialbeiträge für das Wintersemester 2003/2004 um 7,50 Euro zu erhöhen. Damit werden für den Sozialbeitrag nun fast 44 Euro fällig.

Damit es nicht zu drastischen Einbußen der Qualität von Mensaessen und Wohnheimplätze kommt, haben auch die VertreterInnen der Studierenden im Verwaltungsrat des Studentenwerks der Beitragserhöhung zugestimmt. Übereinstimmend kommen sie zu dem Urteil, dass sich dem Studentenwerk keine Alternative geboten hat, denn der Sozialauftrag des Studentenwerks – die studentische Daseinsfürsorge – soll erhalten bleiben.

Der Semesterspiegel wollte da natürlich wissen, was die BezahlerInnen davon denken, und fragte vor der wohl bekanntesten und vielleicht auch schönsten Einrichtung des Studentenwerks in Münster (fast) willkürlich gewählte Studierende folgendes:

Hältst Du die Erhöhung des Sozialbeitrags für angemessen und gerechtfertigt für die Leistungen, die das Studierendenwerk bringt, und ist sie noch finanzierbar für alle?



Ich denke, dass 7,50 Euro mehr schon noch für alle finanzierbar sind. Bloß: Beim Studentenwerk weiß man gar nicht, was die so machen. Die haben die Mensa- und sonst? Vielleicht kommt es da noch zu Leistungen, von denen man gar nichts mitkriegt, das finde ich schade. Wenn man besser informiert wäre, würde man auch eher einsehen, dass man mehr dafür bezahlen soll. Eine Informationskampagne des Studentenwerks würde ich sehr begrüßen.

Stefanie; Lehramt Primarstufe



7,50 Euro mehr auf sechs Monate gerechnet ist natürlich ein Witz: Das ist ja gar nichts, wenn man das auf den Tag umrechnet. Man kann allerdings schwer überschauen, wofür das Geld so draufgeht. Wenn ich mir da dann überlege, dass das Essen ja immer ganz O.K. ist und die das beibehalten sollen ... Ich finde, man sollte die Ursachen hinterfragen: Warum werden die Unterstützungen vom Land gekürzt? Aber in dieser Phase der flauen Wirtschaft ist eine Erhöhung in Ordnung, und da sind 7,50 Euro wirklich ein Witz. Solange das Geld eben fürs Studentenwerk draufgeht und nicht für die Landeskasse, wie das ja letztes Jahr bei den Studiengebühren geplant war, ist

das völlig angemessen.

Reno, Lehramt Sport/Sozialwissenschaften



7,50 Euro mehr ist nicht so die Welt, ich kann allerdings nicht sagen, ob die Erhöhung angebracht ist oder nicht, weil mir die Informationen fehlen, deshalb will ich nicht sagen, das find gut oder nicht gut. Ich denke schon, dass es da einige Studierende geben wird, die die Erhöhung nicht einsehen werden und für die es problematisch ist, wenn es so teuer wird.

Ahi; Medizin



Gerechtfertigt ist es wohl wirklich nur unter dem Aspekt, dass die Zuschüsse weggefallen sind und das Studentenwerk die Qualität halten will; die, die Bafög kriegen, sind ja auch weiterhin darauf angewiesen, dass sie ihr Geld bekommen. Die 7,50 Euro sind für mich finanzierbar, bloß wird ja immer so viel erhöht, wahrscheinlich wird ja dieses Jahr das Semesterticket auch wieder teurer, hab ich mir sagen lassen; das sind ja so viele sieben-Euro-fünzig in den letzten Jahren gewesen; aber ich finde, man sollte das nicht dem Studentenwerk anlasten, sondern dem eigentlichen Verursacher: Dem Land

NRW.

Nils; Germanistik, Politik, Wirtschaftspolitik



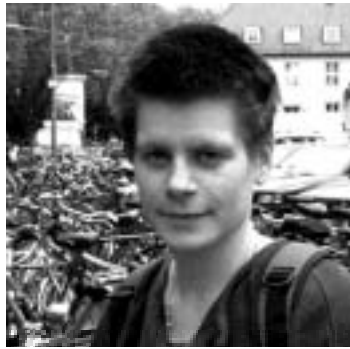
Ich kann mir vorstellen, wenn ich unsere schöne neue Mensa sehe, dass die immense Kosten produziert, ich sehe aber auch, das auch die Verwaltung des Studentenwerks immer noch immens ist. Ein bisschen argwöhnisch sehe ich, dass ja auch schon Projekte vom Studentenwerk für die Gegenfinanzierung in Angriff genommen werden. Das Hotel hier neben der Mensa ist ja so eine Aktion, und das *Uferlos*, wo die Preise nicht mehr studentengerecht sind und daher finde ich es nicht mehr gerechtfertigt, dass das Geld bei den Studierenden abgezockt wird, sondern da sollte das Studentenwerk dann auch die Gegenleistung für die Studierenden so belassen. Sozial- ich weiß nicht, ob das Wort dem Studentenwerk noch entspricht.

André; Sozialwesen



Die Mensenqualität ist O.K., aber die Zweigstellen lassen zu wünschen übrig. Wenn die Qualität der Mensa aber gehalten werden soll, ist die Gebühr in Ordnung. Ich zahle gerne mehr, wenn ich dafür Qualität erhalten kann und würde dafür auch höhere Semestergebühren bezahlen. Ich denke, eine Erhöhung um 7,50 Euro kann sich jeder leisten.

Dirk, BWL



Ich fände schon angebracht, wenn das Studentenwerk mit dem Geld die Wohnheime sanieren würde, und in die Mensa geh ich nie, weil ich das Essen superschlecht finde.

Katrin, Soziologie



Ich find's nicht zu viel Erhöhung und für die Mensa auch O.K., weil ich hier relativ oft bin. Allerdings: Alles wird ständig erhöht; mit dem Euro ist vieles teurer geworden, und jetzt kommt immer noch was drauf, das find ich dumm, aber für die Mensen hier find ich's O.K.

Florian, Grafikdesign



Wir kommen aus Italien, und da ist die Universität ganz teuer. 7,50 Euro mehr ist zwar viel, aber für uns ist es fast nichts, denn wir bezahlen ungefähr 2000 Euro Gebühren pro Jahr.

Ilaria und Silvia; Philologie / Kommunikationswissenschaft

Maike Rocker

Enthüllungen:

Wo das ganze Geld hingehet, wenn es weg ist

Ein schwarzes Loch weckt sehr unschöne Assoziationen und birgt sich meist sehr negativ auf unser Leben aus:

Schmerzhafte Zahnarztbesuche, alles verschluckende Weltraumbegegnungen, sexistische Pornografie, wobei es bei der letzten Redaktionssitzung ungeklärt blieb, ob es nicht-sexistische Pornografie überhaupt gibt. Ich glaube eigentlich schon, aber das tut hier nichts zur Sache.

Unangenehm ist der Begriff des Loches, vor allem des schwarzen, aber unumstrittener Weise in Verbindung mit Finanzen: Der ein oder andere Manager der Deutschen Bahn wurde deswegen gebeten, sich einen anderen Job zu suchen. Die Rot-Grüne Regierung in unserem Land sah sich gezwungen, das ihrige mit Langzeitstudiengebühren zu stopfen. Und ich musste mir kürzlich das Nähzeug meines Mitbewohners ausleihen. Damit wollte ich das Loch in meiner Geldbörse flicken. Wie sich später herausstellte war da gar keins, sondern das Geld verschwand einfach so. Es entschwindet immer noch, und ich weiß leider nicht wohin. Unerklärlicher, mysteriöser Weise scheint es sich zu dematerialisieren, es verpufft ohne Vorwarnung zwischen meinen Händen, ohne Spuren zu hinterlassen, ja ohne sich anständig zu verabschieden. Schade eigentlich.

Wo es wohl hingehen mag, so ganz alleine in der großen weiten, kalten Welt?

Als Bahnschmählerin im 4. Semester bin ich mir ziemlich sicher, dass es sich weder bei der Bahn noch in der nordrhein-westfälischen Landeskasse aufhält.

Ich weiß auch, dass es sich nicht in die Taschen meiner Mitstudierenden des Nachts davon stiehlt, denn die klagen ständig wie arm sie dran seien in diesen harten Zeiten. Die kaufen nur noch Billigbier, Zigaretten und Schokolade bei Aldi und ihre Klamotten bei H&M statt bei Esprit und Benetton. Wie ich sie bedauere.

Und auch beim AStA kann es nicht gelandet sein, denn dem geht es finanziell noch schlechter als mir. Fehlende 250.000 Euro sind eben kein Sümmchen, das man mit einem ›Oops‹ unter den Teppich kehren kann. Macht ja auch keiner, und das StuPa hat sich alle Mühe gegeben aufzudecken, wohin die Gelder fälschlicherweise geflossen sind. Gut, da haben ein paar, nicht gerade wenige Leute ohne böse Absichten etwas verbockt. Die Fehler sind leider Niemandem aufgefallen und jetzt muss die Suppe eben ausgelöffelt werden. Dass die Studierendenschaft, von denen die Meisten nicht an diesen Prozessen

beteiligt waren, nun auch einen Teil dazu beitragen, sodass der AStA mit einem ausgeglichenen Haushalt arbeitsfähig bleibt, mag dem ein- oder anderen unfair erscheinen. Angesichts einer Erhöhung der Zahlungen von 2,50 Euro, welche auf jeden von uns zukommt, ist es aber doch nicht nötig, gleich die Bettelbeutel auszukramen, vor allem nicht, da man im letzten Semester ja immerhin ganze 1,30 Euro weniger gezahlt hat. Und ja, liebe Meckerer und Besserwisser, ich gebe euch Recht, mehr für die gleichen Leistungen zu bezahlen ist zwar doof, kann aber ganz individuell durch das Auslassen eines Käffchens oder dem Verzicht auf ein paar Kippchen wieder aufgefangen werden.

Also ich bin bereit im nächsten Semester ein, ja sogar zwei oder drei Bier weniger zu trinken, damit mir die Serviceleistungen des AstA erhalten bleiben.

Damit hat sich das eine Problem dann ja gelöst, aber was ist mit all den anderen?

Denn eigentlich habe ich das immer noch nicht so ganz verstanden mit dem Moneten so im Allgemeinen:

Wo ist es, das ganze Geld aus den Portemonnaies der Menschen und den Haushalten der Betriebs-, Bundes-, Landes-, Städte-, Gemeinde-, und AStA-Kassen? Wieso taucht das nirgendwo mehr auf? Alle scheinen zu verarmen, das zuviel ausgegeben Geld scheint nie wo anzukommen, scheint nie Jemanden zu erreichen der es sparen kann, der es dann behält und in seinen Sparstrumpf unters Kopfkissen steckt. Irgendjemand muss es doch haben, oder?

Nein! Ich glaube, es ist zusammen mit den einzelnen Socken, die man nach jeder Wäsche verliert, an einem anderen, fernen Ort, weit außerhalb unseres Vorstellungshorizonts. Dort tanzt es Samba und trinkt Cocktails mit all den sich ebenfalls scheinbar ins Nichts auflösenden Feuerzeugen, Radiergummis und Geodreiecken und ist froh dieser schnöden Welt entkommen zu sein.

Ich finde das Geld hat ganz Recht – denn solange die Menschen noch genügend von ihm haben, um sich Bildzeitungen und Bücher von Stefan Effenberg zu kaufen, kann es mit den schwarzen Löchern in den Kassen noch nicht so schlimm sein wie sie ständig lauthals behaupten.

Kerstin Schnatz

Zu Edo Schmidts Artikel Champagner! im SSP 341

Die Sache mit der Sachlichkeit

Champagner! nannte Edo Schmidt einen seiner Artikel im letzten Semesterspiegel. Champagner für den Artikel kann er damit nicht gemeint haben ... Ich möchte im folgenden die von Edo Schmidt gerügte Arbeit des AStA weder rechtfertigen noch selbst beurteilen; das bleibt jeder Interessierten, jedem Interessierten selbst überlassen. Ich möchte auf entscheidende sachliche Fehler, auf denen Edo Schmidts Urteil beruht, hinweisen.

Es geht zunächst um das politische Mandat, das heißt um das Recht der Studierendenschaften, sich allgemeinpolitisch zu äußern. Eben jenes Recht, das den VertreterInnen der Verfassten Studierendenschaften – soweit sie in Deutschland existieren – versagt ist. Versagt aufgrund eines Bundesverfassungsgerichtsurteils aus den siebziger Jahren (jenen so aufrichtig sehnsüchtig politischen), begründet mit einem Artikel aus unserer Verfassung. Der von Edo Schmidt erwähnte *Maulkorberlass* des Oberverwaltungsgerichtes Münster aus dem Jahre 1994 ist nicht vom Himmel gefallen, er ist zu sehen vor dem Hintergrund einer – man kann sagen zur Zeit grundsätzlichen – Rechtslage. Nicht nur StudierendenvorteilerInnen aus Münster, sondern auch VertreterInnen aus Potsdam, Gießen, Berlin und Marburg von ähnlichen Urteilen heimgesucht wurden mit der Konsequenz erheblicher Geldstrafen (Urteile des Bundesverfassungsgerichtes gelten eben für ganz Deutschland). Die Entscheidung der damals AStA-tragenden Listen, »den Schwanz einzuziehen«, kann man demnach auch als Verantwortungsbewusstsein vor den Geldern der Studierenden interpretieren, ganz zu schweigen von dem Verantwortungsbewusstsein denjenigen StudierendenvorteilerInnen gegenüber, die bei solchen Prozessen zur Rechenschaft gezogen werden können.

Erfreulich nach jenen desaströsen, übrigens aufgrund von Klagen Studierender gefällten Urteilen ist natürlich die relative Rechtssicherheit, die sowohl das Hochschulgesetz NRW als auch das jüngste Hochschulrahmengesetz der Bundesregierung gewährleisten. Man muss jedoch dabei beachten, dass diese Rechtssicherheit ausschließlich im Rahmen des oben erwähnten Bundesverfassungsgerichtsurteils gegeben ist. Losgelöst von jeglicher hochschulpolitischer Thematik dürfen sich StudierendenvorteilerInnen immer noch nicht äußern. Es ist von daher erstaunlich, dass Edo Schmidt die thematische Trennung von Hochschul- und Allgemeinpolitik aus einer von StudierendenvorteilerInnen verinnerlichten Zwangsjacke heraus erklärt. Ebenso erstaunlich ist sein darauf aufbauendes psychoanalytisches Geschick, zu erkennen, dass die Seelen der münsteraner NachwuchspolitikervorteilerInnen die Zwangsjacke noch nicht einmal als solche empfinden.

Um sowohl die Arbeit als auch die Emotionen von AStA-ReferentInnen zu beurteilen bzw. zu erklären, sollte man erstens umfassender informiert sein und zweitens einfach mal nachfragen, wie referent bzw. referentin sich denn so fühlt hinsichtlich des fehlenden politischen Mandates (mir fällt beim besten Willen kein anderer Weg ein, als jemandes Gedanken zu erfahren).

Nun zu dem Haushaltsdefizit »von einer viertel Million Euro« (oder 250 000 Euro), das Edo Schmidt mal eben dem letzten AStA in die Schuhe schiebt. Des Fehlers in der Schuldzuweisung kann man sich ganz einfach vergewissern, in dem man von Edo Schmidts Artikel eine Seite zurückblättert. Da steht unter anderem: »Der ursprüngliche Fehler muss schon vor mehreren Jahren gemacht worden sein. In irgendeinem AStA-Haushalt

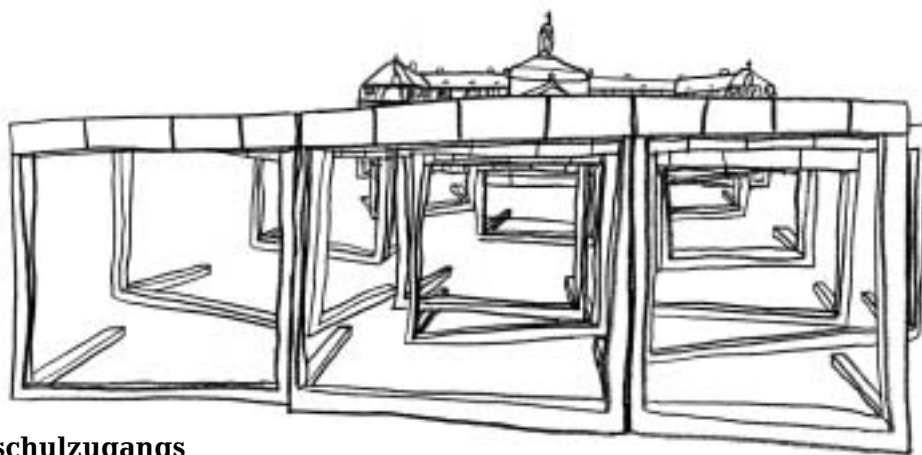
muss ein Überschuss falsch berechnet worden sein.« Da hilft auch eine präzise platzierte Polemik nicht.

Desweiteren frage ich mich, wie es Edo Schmidt möglich ist, von dem Titel *Referat für politische Bildung* auf die Entpolitisierung der Themen zu schließen. Es müsste ihn interessieren, dass einer der ReferentInnen für politische Bildung im letzten wie auch im jetzigen AStA zum Thema Antifaschismus gearbeitet hat und immer noch arbeitet. Man sollte sich von neuen Namen für Referate nicht abschrecken lassen.

Schlussendlich scheinen die neuen AStA-ReferentInnen vom »Kohlemangel« nicht getrieben zu sein; anders ließe sich ihre Entscheidung, aufgrund der miesen Haushaltslage ihre Aufwandsentschädigungen zu kürzen, nicht erklären. Ob sie von dem Willen getrieben sind, etwas zu verändern – in dem Rahmen der derzeitigen Rechtsprechung, in dem Rahmen des hochschul- und allgemeinpolitischen Interesses, das von Seiten der Studierendenschaft möglich ist und in dem Rahmen der riesigen Einflussmöglichkeiten einer Studierendenvorteilerung – frage man doch einfach mal die ReferentInnen persönlich.

Eines noch zum Geleit: wenn man das politische Mandat fordert – so wie es zum Beispiel die Juso-Hochschulgruppe, der ich angehöre, tut – dann sollte man sich klar machen, dass man dieses ebenso für diejenigen Studierendenvorteilerungen fordert, die eine Meinung nach außen vertreten, die man selbst strikt ablehnt, zum Beispiel die Befürwortung eines Krieges. Das wäre demokratisches Denken. Und demokratisches Denken ist ein Bestandteil von linkem Denken.

Jana Sierk



Zum neuen Modell des Hochschulzugangs

Keine weiteren Hürden beim Hochschulzugang!

Der AStA der WWU Münster lehnt das von der Wissenschaftsministerin Hannelore Kraft präferierte Modell der Neugestaltung des Hochschulzugangs entschieden ab und plädiert für einen Erhalt der Zentralen Vergabestelle von Studienplätzen, solange nicht genügend Studienplätze für alle BewerberInnen zur Verfügung stehen.

Laut dem Modell, das auf einen Beschluss der KultusministerInnenkonferenz der Länder zurück zu führen ist, soll die ZVS statt wie bislang 76 % demnächst nur noch 50 % der bundesweit zulassungsbeschränkten Studienplätze verteilen, und das auch nur im dritten Schritt. Im ersten Schritt werden 25 % der Plätze den Abiturbesten des Landes zur freien Auswahl zur Verfügung gestellt, im zweiten weitere 25 % den Hochschulen zwecks selbstständiger Auswahl ihrer Studierenden überlassen. Die letzten 50 % der Plätze verwaltet die ZVS weiterhin nach den üblichen Kriterien Abiturnote und Wartezeit.

Wissenschaftsministerin Kraft möchte mit dem Modell die Bedeutung der Abiturnote bei der Verteilung von Studienplätzen stärken. Nach Meinung des AStA wird aber die Hervorhebung einer Schulabschlussnote ihrer tatsächlichen Bedeutung nicht gerecht. »Jede(r), der/die jemals eine Schulbank gedrückt hat, weiß, dass Noten oft nicht objektiv sind und wenig Aussagekraft über die ›Studierfähigkeit‹ eines Schülers oder einer Schülerin besitzen«, so Dörthe Kuhlmann, AStA-Referentin für Hochschulpolitik. »Warum ist jemand, der mit wenig Anstrengung eine Zwei im Fach Geschichte bekommt, besser geeignet für das Geschichtsstudium als jemand, der bei einem anderen Lehrer für die gleiche Leistung eine Drei bekommen hat?«

Der AStA sieht allerdings in einer Stärkung des Auswahlrechts der Hochschulen keine Alternative zu der Betonung des Auswahlrechts der Abiturbesten. Kuhlmann verweist auf das Problem der Subjektivität von Auswahlkriterien und befürchtet die Verfestigung diskriminierender Strukturen von Minderheiten wie Behinderten und AusländerInnen. Ein Eignungstest

wird von der Hochschulpolitik-Referentin ebenfalls kritisch gesehen. Schließlich können bei einem Schulabsolventen oder einer -absolventin z.B. keine Fachkenntnisse im Bereich Medizin vorausgesetzt werden – wenn er oder sie sich diese nicht in einem entsprechenden Vorbereitungskurs erworben hat. Kuhlmann befürchtet außerdem, dass Auswahlverfahren den Abschreckungseffekt für SchülerInnen aus bildungsfernen Schichten in Bezug auf die Aufnahme eines Studiums erhöhen: »Schon jetzt liegt der Anteil der Studierenden aus diesen Schichten bei nur 13 %, da laut HIS-Studien Kinder meistens den Bildungsweg ihrer Eltern einschlagen. Auswahlverfahren stellen wie Studiengebühren eine weitere Hürde auf dem Weg zum Studium dar.«

Obwohl der AStA die ZVS nicht als ideale Verteilungsinstanz betrachtet, plädiert er für einen vorläufigen Erhalt in der jetzigen Form. Auch die ZVS verwendet bei ihrem momentanen Verteilungsverfahren die Abiturnote als erstes Kriterium (51 %). Es darf aber nicht unterschätzt werden, dass 25 % der Plätze nach dem Kriterium *Wartezeit* vergeben werden und außerdem soziale, wirtschaftliche und familiäre Bindungsgründe bei der Zuteilung des Hochschulortes mit in Betracht gezogen werden. Letzteres findet bei dem neuen Modell kaum noch Berücksichtigung, da 50 % der Plätze an den Hochschulen bereits vergeben sind, wenn die ZVS mit der Verteilung der anderen 50 % beginnt.

Außerdem bekommen zur Zeit laut einer weiteren HIS-Studie 80 % der StudienplatzbewerberInnen den Platz an der Hochschule ihrer Wahl, nur 13 % äußern sich unzufrieden. »Wenn der politische Wille oder die Möglichkeit zur Investition in Bildung fehlt, um genügend Studienplätze für alle zur Verfügung zu stellen, gibt es zur Zeit kein besseres Modell«, so Kuhlmann abschließend. »Das geplante neue Modell ist in den Augen des AStA keine sinnvolle Alternative.«

AStA-Mitteilung

RCDS: Erhöhung der Sozialbeiträge ist vermeidbar

Das schwarze Loch – Teil II

Schwarze Löcher vernichten das Leben im Kosmos, machen Raum und Zeit bedeutungslos. Ihre Entstehung ist rätselhaft. Letzteres kann wohl auch für das Haushaltsloch von 250.000 Euro gelten. Zumindest dem frisch gebackenen Finanzreferenten gibt die desolate Haushaltslage einige Rätsel auf. Unserer Ansicht nach ist des Rätsels Lösung

eine völlig verfehlte Ausgaben- sowie Einnahmepolitik der vorherigen ASten.

Diese haben in den vergangenen Jahren erheblich über ihre Verhältnisse gelebt und zusätzlich zu den vorhandenen Einnahmen die Überschüsse früherer Jahre (ca. 300.000 Euro) ausgegeben.

Diese verfehlte Finanzpolitik setzt der jetzige AStA fort.

Nach den Plänen des Finanzreferenten werden gerade wir Studenten, die wir doch rein gar nichts für die Inkompetenz der ASten können, in den Sog dieses schwarzen Lochs gezogen. So ist geplant, den Beitrag für die Aufgaben der Studierendenschaft um ca. 34% zu erhöhen. Dies sind in Zeiten eines massiven Anstiegs der allgemeinen Lebenshaltungskosten eher düstere Aussichten, insbesondere für diejenigen unter uns, die es nicht so dicke haben. Insofern ist es nicht einzusehen, dass das selbstverschuldete Finanzproblem des AStA durch einen kräftigen Griff in die Tasche der Studis behoben werden soll. Stattdessen wollen wir – der RCDS (Ring Christlicher Demokratischer Studierender) – frei nach dem Motto ›Geiz ist geil‹, dem AStA eine kleine Anleitung zum Geizen auf den Weg geben um das Haushaltsloch ohne eine Beitragserhöhung zu stopfen. Im Gegensatz zum Finanzreferenten Joachim Hermanns sehen wir nämlich durchaus Potential zum Kürzen.

So bezahlt der AStA dieses Jahr 27.000 Euro an den FZS, den selbsternannten Dachverband der Studierendenschaften als Mitgliedsbeitrag. Wer jedoch

denkt, dass der FZS diese üppigen Beiträge seiner Mitglieder dafür einsetzt die Situation der Studierenden zu verbessern, liegt falsch. Statt Studiengangreformen und studentische Interessenvertretung stehen beim FZS allgemeinpolitische Themen, wie Castor und Castro auf der Tagesordnung. Hier werden auf Kosten der Studierenden linke Prestigeprojekte gefördert.

Der RCDS Münster fordert den Austritt des AStA der Uni Münster aus dem FZS,

da er für das Studium an der Uni Münster keinerlei Vorteile bringt!

Ein weiterer Ausgabenposten, der Einsparungsmöglichkeiten bietet, ist die Vergabe der Darlehen. Auch der RCDS befürwortet die Unterstützung von Studierenden, die sich kurz vor dem Examen oder durch unvorhergesehene Schicksalsschläge in einer finanziellen Notlage befinden. Letzteres soll jedoch alleiniges Kriterium für eine Vergabe von Darlehen sein, da alles andere nicht Aufgabe des AStA ist und außerdem – wen wundert es – nicht finanzierbar ist. Wo kein Geld vorhanden ist, kann auch kein Geld verteilt werden!

Sinnvolle Kürzungen bei Darlehen

würden den Haushalt um fast 30.000 Euro entlasten. Es bleibt dabei immer noch eine angemessen hohe Summe zur Vergabe von Darlehen bestehen, die sicherstellt, dass wirklich bedürftigen Studierenden finanzielle Hilfe gewährt werden kann.

Außerdem ist es sicher nicht von Nachteil, sich der Rechtsnatur eines Darlehens bewusst zu sein. So versteht es sich eigentlich von selbst, dass das vergebene Geld auch wieder zurückfließt. Dennoch sind in den beiden letzten Jahren 18.000 Euro weniger Darlehensrückflüsse zu verzeichnen als zuvor

geplant. Wir schlagen vor, in Zukunft z.B. mit Schufa-Auskünften darauf zu achten, dass Antragstellern, die bereits durch Unzuverlässigkeiten in Kreditangelegenheiten aufgefallen sind, keine Darlehen gewährt werden.

Es ist mit Sicherheit richtig, dass der AStA sich dafür einsetzt, dass Nachteile bestimmter Gruppen oder Minderheiten bekämpft werden. Dem steht nicht entgegen,

Schwulen- und Lesbenreferat zusammenzulegen,

um damit einen erheblichen Betrag einzusparen. Zum jetzigen Zeitpunkt sind die Referate für Lesben, Schwule, Behinderte und Frauen finanziell gleichgestellt. Ergeben sich für Lesben und Schwule jedoch genauso große Nachteile, wie für Frauen und Behinderte? So stellt sich z.B. für Rollstuhlfahrer die tägliche Frage: Wie komme ich in den Hörsaal oder in die Bibliothek? Und auch das Studieren mit Kind ist oftmals mit großen Schwierigkeiten verbunden. Probleme in derartiger Größenordnung, die nur mit gleichem finanziellen Aufwand bewältigt werden können, stellen sich bei Schwulen und Lesben nicht. Es muss dabei berücksichtigt werden, dass die Aufgabe des AStA nur die Bekämpfung von hochschulspezifischer Diskriminierung sein kann und nicht die Lösung gesellschaftspolitischer Probleme.

Jedoch sind Einsparungen nicht nur bei Ausgaben für Dritte, sondern auch bei solchen Posten notwendig, die der AStA selbst in Anspruch nimmt. So ist es vollkommen unverständlich:

Warum sind für die Beschaffung von Inventar 10.000 Euro angesetzt.

Jeder Studierende ist angesichts der steigenden Lebenshaltungskosten dazu gezwungen, die Anschaffung von neuen

Haushalt für Anfänger

Eine Richtigstellung des Finanzreferenten

Möbeln, eines neuen Computers o.ä. hinauszuschieben. In Zeiten knapper Kassen muss sich auch der AStA mit Vorjahresmodellen auskommen. Bei einer Kürzung dieses Postens auf 5.500 Euro bleibt immer noch genügend Spielraum um dringend notwendige Investitionen zu tätigen.

Schließlich ist es sicher eine Überlegung wert, die gewaltigen Personalkosten des AStA zu reduzieren. Neben den ohnehin schon hohen Kosten für fest angestelltes Personal werden allein für AStA-Laden und Druckerei über 13.000 Euro für Aushilfen ausgegeben.

Aushilfen für AStA-Laden und Druckerei sind jedoch nicht nötig,

da die Öffnungszeiten des AStA-Ladens durch den Umbau der Mensa II ohnehin begrenzt sind. Ausfälle wegen kurzer Krankheit und Urlaub in den Semesterferien müssen nicht durch Aushilfen aufgefangen werden. Dies ist vor allem deshalb möglich, da sich gerade in den Sommersemesterferien die Nachfrage in Grenzen hält.

Zusammenfassend ist zu sagen, dass der AStA zwar kein Wirtschaftsunternehmen ist, das auf Gewinnerzielung ausgerichtet ist, er sich jedoch bewusst sein muss, dass er mit dem Geld von fast 43.000 Studierenden arbeitet und dazu angehalten ist, dieses so einzusetzen, dass die Belange der Studierenden optimal gefördert werden. Die im Haushaltsgegenentwurf des RCDS vorgeschlagenen Punkte sind ausreichend, um die fehlenden 150.000 Euro einzusparen und dabei die Einschnitte für die Studierendenschaft so gering wie möglich zu halten. Es werden lediglich sinnvolle Kürzungen vorgenommen und die geplante Erhöhung der Sozialbeiträge ist nicht notwendig.

*Marie Christine Halstrick
Tobias de Raet*

Während der Koalitionsverhandlungen zum neuen AStA wollte niemand das Amt des Finanzreferenten übernehmen, doch seitdem in der Presse das Unwort »Haushaltsloch« herumgeistert, wollen alle auf einmal Finanzreferent sein. Glücklicherweise ist es keiner von diesen angeblichen Experten geworden, beweisen sie doch ihre Wissenslücken am laufenden Band. Man braucht sich nur den letzten Semesterspiegel anzuschauen. Dort steht etwas von »Rekorddefizit« im Jahre 2002, eine stolze vier-tel Million soll es sein. Komisch nur, dass laut dem Rechnungsergebnis 2002 der AStA dieses Jahr einen Überschuss aus dem letzten Haushaltsjahr von 36.516,69 Euro zur Verfügung hat. Wie kommt Herr Schmidt dann zu dieser Fehlinformation? Wahrscheinlich kann er wie viele nichts mit dem Begriff Haushaltsloch anfangen, geht mir ähnlich, denn schwammige Begriffe lagen mir noch nie so. Was ist denn nun mit diesem Haushaltsloch gemeint? Nun, wie üblich hat der AStA einen Haushaltsplan erstellt, der Richtlinien für das gesamte Jahr geben soll. Dieser Plan richtet sich nach den Verordnungen in der HWVO (Verordnung über die Haushalts- und Wirtschaftsführung der Studentenschaften). Die HWVO schreibt in § 3 (1) vor, dass der Haushaltsplan und etwaige Nachträge in Einnahme und Ausgabe ausgeglichen sind. Und genau dies ist laut dem Rechnungsergebnis nicht mehr gegeben, denn die im Haushalt erwarteten Überschüsse aus dem letztem Jahr in Höhe von 290.000 Euro sind falsch geschätzt worden. Es besteht eine Deckungslücke zwischen Plan und Realität von ca. 250.000 Euro, die vielzitierte viertel Million also.

Grund für diese »Panne« ist die Art, wie ein Haushalt erstellt wird, einige Titel werden aufgrund von Erfahrungswerten geschätzt, andere basierend auf vorliegenden Daten bis auf den letzten Cent berechnet. Die Daten für den Überschuss, sprich das Rechnungsergebnis, liegen erst im Januar vor – fast einen Monat, nachdem das SP den Haushalt abgestimmt hat. Deshalb wird der voraussichtliche Überschuss durch den tatsächlichen in einem Nachtragshaushalt ersetzt, ein eigentlich normaler Vorgang. Nicht ganz so normal wurde es dieses Jahr, weil die Deckungslücke nicht unmerklich gering war. Eine einfache Änderung von Zahlen hätte nicht gereicht, fehlte doch ein Sechstel der geplanten Einnahmen, somit könnte die geplante Summe an Ausgaben nicht getätigt werden. Wäre all dies im Winter bekannt gewesen, die Beiträge wären für den Sommer nicht von 7,32 Euro auf 6,02 Euro gesenkt worden, vielmehr erhöht und es hätte keinen interessiert. Die falsche Senkung im Sommer muss nun im Wintersemester revidiert werden, die 1,20 Euro werden jetzt fällig.

Um die restlichen 1,30 Euro der anstehenden Beitragserhöhung zu erklären, sollte ich etwas weiter ausholen. Falls ein Haushalt mit Überschüssen aus dem letzten Haushaltsjahr rechnen kann, dann sollte er diese benutzen, um die Studierenden zu entlasten. Abbau von Überschüssen durch Beitragssenkungen, eigentlich eine logische Aktion, nur wurde das nicht immer so gehandhabt. In einigen Jahren wurden Überschüsse als zusätzliche Einnahme gesehen – statt als Entlastung der Beitrags-

zahler führten sie zur Einführung von neuen oder höheren Ausgabentiteln. Indirekt eine Beitragserhöhung, wegen der hohen Überschüsse nur nicht sofort spürbar, erst dann, wenn diese alle abgebaut sind. Genau dieser Fall tritt gerade ein; die 7,32 Euro Beitragshöhe stammen aus Zeiten, als fast 200.000 Euro an Überschüssen vorhanden waren. Macht pro Semester 100.000 Euro, die auf knapp 43.000 Beitragszahler/Studierende verteilt werden, etwa 2,33 Euro an Beitragserhöhung.

Fassen wir zusammen: Um die geplanten Ausgaben dieses Jahres finanzieren zu können, wären Beiträge pro Semester von ca. 9,60 Euro nötig (Für alle DM-Fetischisten, dies wären 4,20 DM mehr als die im letzten Semesterspiegel erwähnten 15 DM).

Was ist denn seit damals an neuen Kosten entstanden? Im Jahre 2001 wurden 0,25 Euro mehr eingezogen, um die Zuschüsse für ausländische Studierenden anzuheben. Insgesamt zahlt nun jeder Studierende 0,75 Euro, damit einige von uns wegen einer sozialen Notlage nicht das Studium aufgeben müssen. Dann wurde die Sozialberatung eingerichtet und ausgebaut. Wo früher einzelne Referenten nebenbei beraten haben, werden Studierende nun von Festangestellten des AStA beraten, die in diesen Themen kompetenter sind und deutlich mehr Zeit für die Beratung mitbringen. Ist das ein *Luxus*, auf den wir verzichten möchten? Ich liebe rhetorische Fragen, so nebenbei bemerkt.

Also, es gibt Ausgaben, die eine Beitragserhöhung rechtfertigen, nur tun das nicht alle Ausgaben der letzten Jahre. Zum Beispiel Partys, die keinen Gewinn mehr erzielten, sondern Miese machten. Fachschaften, die mehr Geld zugewiesen bekamen, als sie ausgeben konnten, wobei es hier Ausnahmen von der Regel gab. Zuschüsse an verschiedene Vereine – nur, weil das Geld da war, und nicht, weil es wichtig erschien. Oder sind 2.500 Euro Reisegeld für 20 Studierende wichtig? An diesem Punkt war es möglich, die fehlende viertel Million nicht komplett über Beiträge abzudecken, sondern durch Kürzungen vieler Ausgabentitel (und geringfügig durch Erschließung neuer Einnahmequellen). So blieben ca. 100.000 Euro übrig, die eine Beitragserhöhung verlangten. Kurz nachgerechnet, auf 43.000 Studierende verteilt sind das etwa 2,50 Euro Beitragserhöhung.

Wie weiter oben erwähnt, 1,20 Euro davon hätten schon im Sommersemester eingezogen werden sollen. Und die restlichen 1,30 Euro hätten auf die zwei Semester verteilt werden müssen – eigentlich. Nun ist dies alles nicht im Sommersemester passiert, wir haben weniger gezahlt, als wir eigentlich hätten zahlen sollen. Da kann es doch nicht so schlimm sein, dann im Wintersemester etwas mehr zu bezahlen; die Summe fürs Jahr bleibt die selbe. Meiner Meinung nach hätte ein richtiges Interview mit mir – an Stelle von wahllosem Zitieren – mir erspart, diesen Text zu schreiben, und keine falsche Panik erzeugt. Denn erstens ist kein Schaden entstanden, und zweitens löffelt hier niemand irgendeine Suppe aus. Und letztens war es das von meiner Seite – nächstes Mal geht es bei *Haushalt für Fortgeschrittene* mit der Wirkung von Studiengebühren auf den Haushalt weiter.

Joachim Hermanns
Finanzreferent

StuPa-News

Studentenwerk

Auf der siebten Sitzung des Studierendenparlaments waren Achim Wiese, stellvertretender Geschäftsführer des Studentenwerks, sowie Rudolf Mewes, studentischer Vorsitzender des Verwaltungsrates des Studentenwerks eingeladen, um mit dem Studierendenparlament über die Situation des Studentenwerks zu diskutieren. Insbesondere ging es um die finanzielle Lage und um geplante Beitragserhöhungen, um die die Einrichtung, die neben Mensen und Wohnheimen auch andere Angebote zur Verfügung stellt, nicht herkommen wird.

Das Protokoll der Sitzung, in dem die wesentlichen Punkte dieses Gespräches festgehalten sein werden, wird auf der Webseite des SP veröffentlicht.

Bestätigung von AStA-ReferentInnen

Mit Ines Lenze bestätigte das Parlament die zweite Sportreferentin. Das Sportreferat ist ein »autonomes« AStA-Referat, welches mit dem Beitrag für den Studierendensport in Höhe von derzeit 1,28 Euro pro Semester und StudentIn arbeitet.

Auch Kulturreferent Müscha Khorchidi Gilawai wurde in seinem Amt bestätigt. Er ist bereits zum zweiten Mal Kulturreferent. Er gab an, seine bisherige Arbeit fortsetzen zu wollen.

Zu guter Letzt konnten auch die alten und neuen Lesbenreferentinnen des AStA, Frauke Stolzmann und Susanne Andrae bestätigt werden.

Rechnungsergebnis

Nachdem auf der siebten Sitzung ein Antrag abgelehnt worden war, nach dem das Rechnungsergebnis 2002 erst nach Vorlage eines zusätzlichen Finanzberichtes gelesen werden sollte, fanden die drei Lesungen des Rechnungsergebnisses auf der achten Sitzung statt. Grundlage dieser Lesung waren der Bericht der Rechnungsprüfer sowie die Stellungnahme des Haushaltsausschusses und des alten Finanzreferenten. In der zweiten Lesung wurden viele offene Fragen zum Rechnungsergebnis geklärt, es wurden diverse unklare Ausgaben in Haushaltstiteln 2002 erörtert. Das Rechnungsergebnis wurde schließlich in der dritten Lesung mit der notwendigen Mehrheit angenommen.

400-Euro-Grenze gilt nicht für BAföG-Empfänger

Minijob-Verdienst kann zu BAföG-Kürzungen führen

Wie das Deutsche Studentenwerk Anfang Mai bekannt gab, müssen Studierende, die nach den Regelungen der neuen so genannten Minijobs arbeiten und zugleich BAföG empfangen, mit Kürzungen der BAföG-Zahlungen rechnen. Auch der Krankenversicherungsstatuts kann betroffen sein. Die AStA-Sozialberatung hilft bei Unsicherheiten.

Zu Kürzungen beim BAföG kommt es, wenn BAföG-Empfänger mehr als 360,88 Euro monatlich verdienen. Wer trotzdem 400 Euro verdient, bekommt das BAföG um 30,71 Euro gemindert. Grund dafür ist, dass die Bundesregierung in diesem Jahr alle BAföG-Freibeträge (Abzugsposten vom Einkommen) – und damit auch den Freibetrag vom eigenen Einkommen – wegen der Haushaltslage nicht erhöht hat.

Für die Krankenversicherung gilt: Studierende bis 25 Jahre sind meist über ihre Eltern familienversichert. Allerdings gilt das nur bis zu einer Verdienstgrenze von 400 Euro monatlich. Wer mehr verdient, muss sich selber versichern. Außerdem sollten alle Studierenden darauf achten, dass sie nicht mehr als 7.188 Euro im Jahr verdienen – inklusive BAföG-Zuschuss. Andernfalls entfallen das Kindergeld oder die Steuerfreibeträge für die Eltern.

»Über 65 Prozent aller Studierenden müssen sich neben dem Studium etwas dazu verdienen. Wenn man dann auch noch umsonst arbeitet, dann ist das doppelt ärgerlich«, so AStA-Sozialberater Ahmed Abu Ergaila.

Alle Neuregelungen, die ab April 2003 für das Jobben neben dem Studium gelten, sind in dem aktuellen Flyer »Jobben« des Deutschen Studentenwerks zusammengefasst. Den findet man auf den Internetseiten des Deutschen Studentenwerkes und auch auf der AStA-Homepage (web.uni-muester.de/AStA).

AStA-Sozialreferent Jochen Dahm fasste zusammen: »Der ganze Bereich der Studienfinanzierung muss endlich einmal wieder grundsätzlich auf den Prüfstand. An solchen Absurditäten sieht man doch, wie vieles da noch Stückwerk ist.«

AStA-Mitteilung

Änderung des Wahlverfahrens

Es lag ein Antrag vor, nach dem auf die zukünftigen Wahlen zum Studierendenparlament nicht mehr nach dem Verfahren nach d'Hondt, sondern nach dem Verfahren nach Sainte-Laguë mit ungeraden Divisoren ausgezählt werden sollten. Dieser Antrag fand nicht die notwendige Mehrheit von 21 ParlamentarierInnen, es wird weiterhin nach d'Hondt ausgezählt werden.

Weitere Anträge

Auf Antrag des AStA wurde beschlossen, dass ein neuer Bulli für den Fahrzeugverleih angeschafft wird. Die Anschaffung wurde nach Auskunft des AStA notwendig, nachdem einer der drei alten Bullis einen Motorschaden erlitten hatte.

Abgelehnt wurde hingegen ein Antrag, dass im AStA-Laden in der Mensa 2 bestimmte gebrauchte Laserdrucker verkauft werden sollten.

Baldo Sahlmüller
SP-Präsident



Das Studierendenparlament bei der Arbeit.

Baldo Sahlmüller

Kurzgeschichtenwettbewerb, die Zweite

Und sie bewegt sich doch! – Die Erde ja sowieso, aber vielmehr auch: Die geneigte Leserschaft! Zu ihren Schreibtischen nämlich, und dann an die alt- und auch neumodischen Briefkästen, um schließlich uns hier vom Semesterspiegel teilhaben zu lassen an ihren hochspannenden Visionen und Fiktionen. Das ist sehr gut und schon mal ein prima Anfang für unseren längerfristigen Kurzgeschichtenwettbewerb: Acht Geschichten von immerhin sechs verschiedenen Autoren erreichten den Semesterspiegel innerhalb des letzten Monats!

Schwere, aber schöne Wahl-Qual für die Jury – also für uns hier in der Redaktion: Wir haben jede Geschichte intensiv besprochen, um schließlich durch ein ausgeklügeltes Punktwertesystem den diesmonatigen Sieger zu küren, der dann direkt Gebrauch von der Möglichkeit des Unter-Pseudonym-Schreibens gemacht hat: John Q. Doe reichte *Ein neues Leben* ein, eine Geschichte von zwei Menschen, die einander suchen; die Jury fand das toll, und der Rosta-Buchladen auf der Aegidiustraße spendierte dafür einen Buchgutschein.

Was die Jury sonst fand in und an der Geschichte oder auch vergeblich suchte, – hier für all die, die an den Meinungen unseres banausigen Septetts interessiert sind, eine kleine Stichpunkt-sammlung (jene, die die Geschichte unvoreingenommen lesen wollen, schließen jetzt bitte die Augen bis zum nächsten Absatz): Sprachlich und stilistisch sehr schön, gekonnter Wechsel der Perspektiven. Sozialkritisch angehaucht: Dafür, dass Arm und Reich sich treffen, ist mehr als ein Lauf notwendig. Die Frage, warum keine Umkehr möglich ist, warum

sich die Protagonisten nun auf immer verpasst haben, bleibt allerdings unangenehm unbeantwortet. Das Lesen wirkt wie das Anhören eines schnellen Rap-Songs, kann man sich sehr schön vorgelesen vorstellen.

Doch der Wettbewerb ist ja nun noch längst nicht zu Ende, das Jahr hat schließlich noch 5 Semesterspiegelausgaben, und wenn Ihr meint, Ihr könnt das genauso gut wie John Q. Doe (aber auch ruhig und gerne, wenn Ihr daran zweifelt): Nur immer her damit! Wir wollen weiterhin wissen, was Ihr so fabuliert und phantasiert in Kurzgeschichtenform.

Aufgrund von sonst möglichen Ungerechtigkeiten haben wir uns allerdings dazu entschlossen, von einer Person nicht mehr als 3 Kurzgeschichten anzunehmen; im Übrigen bleiben alle Geschichten bis zum Ende des Wettbewerbs in der Wertung, die jeden Monat völlig neu vorgenommen wird, und nur, wenn einE AutorIn bereits gewonnen hat, werden auch seine/ ihre anderen Geschichten ausgeschlossen. Die restlichen Bedingungen sind die selben wie beim letzten Mal (<5 DIN A 4-Seiten, digital einreichen); den Weg zu uns weist wie immer das Impressum und auch www.semesterspiegel.de.

Ach ja: großzügige Stifterin eines Buchgutscheins über 15 Euro für Runde 2 unseres Wettbewerbs ist die Buchhandlung Poertgen-Herder. Damit gibt's also wieder was zu gewinnen, zusätzlich zum Zeilengelds natürlich (denn das habt Ihr Euch ja verdient!).

Maike Rocker



Der erste Gewinner des Kurzgeschichtenwettbewerbs: Ein strahlender John Q. Doe freut sich über den Buchgutschein vom Rosta-Buchladen

Die erste Geschichte unseres Kurzgeschichtenwettbewerbs

Ein neues Leben?

Er rannte. Sie rannte. Der Regen prasselte in sein Gesicht. Sie war von der Sonne geblendet. Seine Füße hämmerten auf die nasse Straße. Sie hinterließ Spuren im Sand. Rechts und links von ihm flogen graue Häuserwände vorbei. Sie sah das blaue Meer neben sich nicht. Er rannte. Sie rannte.

Er war am Morgen losgelaufen. Weg aus seiner kleinen Wohnung im Keller. Ließ sie hinter sich. Ließ sein Leben hinter sich. Sein langweiliges kleines Leben. Bisher war er ein kleiner Niemand. Heute hatte er achtlos einen kleinen Rucksack gepackt. Hatte die morsche Holztür zum letzten Mal aufgestoßen. Hatte sich seine besten Schuhe angezogen. War in den Regen hinausgetreten. Hatte ihn zum ersten Mal in seinem Leben ignoriert. Ihn aus seinem Bewusstsein weggefegt. Hatte seinen Job aus seinem täglichen Denken entfernt. War einfach losgelaufen.

Mittags war sie aufgestanden. War ein letztes Mal auf den Balkon getreten. Hatte die Aussicht noch einmal genossen. Hatte die Kreditkarte eingesteckt. Hatte ein letztes Mal gut gegessen. Sich vom Koch verabschiedet. Es ging dann hinaus in den Garten. Das metallene Gartentor öffnete sich ein letztes Mal für sie. All der Luxus lag hinter ihr. Unwiederbringlich verloren, aus ihrer Zukunft getilgt. Barfuß lief sie los. Direkt zum Strand. Der Sonne entgegen. Einfach vorwärts. Das Bisherige hinter sich lassend. Für immer.

Etwas erwartete ihn. Am Ende seines Weges. Etwas vollkommen Neues. Etwas Wunderbares. Etwas Wertvolles. Etwas, das sein bisheriges Leben vergessen

machen würde. Er verließ seinen schmutzigen Wohnblock. Bahnte sich einen Weg durch die billigen Viertel. Grau war die vorherrschende Farbe. Grau, gemischt mit schmutzigbraun und schmutziggrün. Bei dem Wetter war alles frei. Kein Mensch auf der Straße. Nur ein paar Autos. Kisten, so klapprig und billig wie sein Leben. Das Leben, was jetzt hinter ihm lag.

Sie suchte es. Das Neue. Das Unfassbare. Das Unbezahlbare. Kein Geld der Welt konnte es aufwiegen. Geld hatte sie genug gehabt. Die Privatstrände durcheilte sie schnell. Kam zu den öffentlichen Bereichen. Ein buntes, farbenfrohes Fest erwartete sie dort. Menschen und Dinge in allen Farben. Gelb, rot, blau, grün, violett, weiß. Einfach alles. Der Sonnenschein lockte die Menschen. Glückliche Menschen. Menschen, denen es an nichts mangelte. Überfluss, so wie ihr bisheriges Leben. Das Leben, was jetzt hinter ihr lag.

Er war Metallarbeiter gewesen. 45 Stunden in der Woche. Für einen Hungerlohn. Die Firma verlegte ihre Produktion. Ins Ausland, in Billiglohnländer. Freie Gedanken interessieren niemanden. Niemanden in seinem Betrieb. Keinen Chef, keinen Kollegen. Man hatte zu funktionieren. Nicht mehr, nicht weniger. Sein Job stand auf der Kippe.

Gearbeitet hatte sie noch nie. Reiche Eltern, reiche Familie. Schule, dann Studium. Natürlich nur an Elite-schulen. Sie kannte es nicht, das Arbeiten. Niemand um sie herum kannte es. Man gab sich dem Luxus hin. Ließ die Gedanken kreisen. Doch sie kreisten nur um eines. Besitz, Reichtum, die ewig

gleichen Kreise.

Sie kamen sich näher. Er lief nach Norden. Sie lief nach Süden. Der Abstand schrumpfte. Das erste Mal getroffen hatten sie sich vor drei Jahren. Irgendwo in der Stadt. Hatten seitdem Briefe geschrieben. Heute morgen merkte er es. Er musste sie wiedersehen. Unbedingt. Heute morgen merkte sie es. Sie musste ihn wiedersehen. Unbedingt. Die Sehnsucht aufeinander war gewachsen. Gewachsen in all der Zeit. Gewachsen mit jedem Brief, mit jedem Wort. Was war schon das eigene Leben. Was war der Job? Was war der Luxus. Am anderen Ende der Stadt wartete jemand. Darum lief er los. Darum lief sie los. Telefon hatte er nicht. Loslaufen war die einzige Alternative. Die Alternative zu weiteren Briefen.

Er kam am Bahnhof vorbei. Sie kam am Bahnhof vorbei. Er im Osten. Sie im Westen. Er lief weiter, wie von Sinnen. Sie lief weiter, wie von Sinnen. Er wollte zu ihr. Sie wollte zu ihm. Er erreichte den Strand. Sie erreichte das billige Stadtviertel. Er erreichte ihr Haus. Sie erreichte seine Wohnung. Sie war weg. Er war weg. Für immer. Für immer. Einfach weg. Einfach weg.

Sie hatten sich verpasst. Hatten alles hinter sich gelassen. Hatten ihr altes Leben aufgegeben. Hatten es abgebrochen. Und sie hatten sich verpasst. Zurück konnten sie nicht. Oh nein, zurück ging es nicht. Nicht für ihn. Nicht für sie. Sie waren wieder allein. So wie vorher.

John Q. Doe

Für den Semesterspiegel konnte die Redaktion den Autor Osman Engin gewinnen. Er wurde 1960 in der Türkei geboren, lebt seit 1973 in Deutschland. Er schreibt monatlich eine Satire

Osman allein

»Ich habe hier wirklich fürchterliche Angst!« flüstere ich der Kellnerin.

»Dann gehen Sie doch einfach raus«, sagt sie aber nicht. Denn sie ist keine stinknormale Kellnerin, sondern eine deutsche Flugkellnerin. Eine sogenannte Stuardess.

»Im Flugzeug mache ich mir vor Angst fast in die Hose«, stottere ich weiter »und seitdem wir gestartet sind tropft es mir auf den Kopf! Regnet es da durch?«

»Soll ich Ihnen einen Regenschirm bringen?«

»Wieso haben Sie eigentlich keine Angst? Sie sind doch nur eine Frau!«

»Deswegen ja. Es sind immer die Männer, die die Hosen voll haben.«

»Seit einem halben Jahr kann ich sogar schon allein im Dunkeln schlafen. Aber meine Flugangst werde ich wohl nie loswerden!«

»Ich rede gleich mal mit dem Piloten. Wenn er etwas Zeit hat, dann können Sie zu ihm nach vorne gehen. Das hilft fast immer!«

»Nein, nein, das bloß nicht! Der soll sich bloß um das Flugzeug hier kümmern. Nicht mal bei den öffentlichen Bussen darf man mit dem Fahrer reden!«

Oh Gott, diesmal will der Kapitän es mir sogar persönlich sagen, dass wir gleich für immer im Himmel sind und alle Koffer und Löffel abgeben.

Oh nein! Die als Stuardess getamte Hexe kommt schon wieder direkt auf mich zu:

»Ich habe mit dem Kapitän geredet. Sie dürfen jetzt zu ihm ins Cockpit kommen.«

Ich tue so, als könnte ich weder Sächsisch noch Hexisch und hätte nichts verstanden.

»Hey, Sie, Angsthase! Sie können jetzt nach vorne zum Chefpilot«, schreit die blöde Ziege mich an.

Wohl oder übel muss ich aufstehen. Ich

bin mir sicher, andernfalls würde sie mich an Arsch und Kragen nach vorne schleifen. Sie führt mich zum Cockpit wie zum elektrischen Stuhl.

»Guten Tag« empfängt mich der Chefpilot sehr freundlich, »Sie brauchen wirklich keine Angst zu haben. Flug-

zeuge sind mit Abstand die sichersten Verkehrsmittel der Welt.«

»Und runter kommen sie auch immer«, macht sein Kopilot den dämlichsten Witz, den ich kenne.

»Schauen Sie nur, was für herrliches Wetter wir hier oben haben«, sagt der Chefpilot, »wir haben völlig freie



für die Bremer Stadtilustrierte *Bremer* und arbeitet u. a. für *Titanic*, *taz* und *Radio Bremen*. Der SSP wird im Rahmen einer neuen Reihe regelmäßig seine Satiren veröffentlichen.

im Kokpit

Sicht.«

Um diesen Anblick zu vermeiden, lasse ich mich wie einen Sack nasser Kartoffeln, schlagartig auf den Boden fallen.

»Mensch, gucken Sie doch nach vorne«, warne ich atemlos den Piloten, »uns könnte jederzeit ein Geisterflieger entgegen kommen.«

»Da kann überhaupt nichts passieren. Ich mach' ja gar nichts. Das Flugzeug fliegt sich selbst.«

»Wo steckt dann der Pilot? Hiiiiffee!!«

»Regen Sie sich nicht auf. Entspannen Sie sich. Setzen Sie sich mal hier vorne hin«, bietet er mir seinen Sessel an. »Ich erkläre Ihnen jetzt die Instrumente. Also das hier ist der Höhenmesser ...«

»Haben Sie auch einen Pulsmesser für mich?«

Es ist unglaublich! Ich sitze mittlerweile 7 Sekunden auf dem Pilotensessel, und wir sind immer noch nicht abgestürzt. Ich bin sogar imstande einen kleinen Witz zu machen:

»Wofür kriegen Sie eigentlich soviel Geld, wenn die Dinger von selber fliegen?«

Gut, das war kein besonders toller Witz. Aber für meine Situation Weltklasse; und für mein Niveau sowieso.

»Jetzt habe ich die Macht«, rufe ich übermütig.

»Nein! Ich habe die Macht!« ruft der Kopilot hinter mir mit verstellter Stimme.

»Aber ich habe den Steuerknüppel in der Hand«, rufe ich triumphierend.

»Und ich habe eine Pistole!«

Erst jetzt entdecke ich den dritten Mann im Kokpit, der mir eine Waffe an den Kopf hält.

»Wir entführen diese Maschine nach Albanien! Hoch lebe Enver Hodca!«

»Bitte erschießen Sie mich sofort, ich will da nicht hin! Und diesen Hodca kenne ich doch gar nicht!«

»Nur der Pilot bleibt hier! Ihr beiden kommt jetzt mit nach hinten zu meinen Kameraden«, befiehlt der Terrorist.

»Ich bin nicht der Pilot! Ich kann das Ding nicht fliegen«, jammere ich.

»Keine Widerrede! Tuen Sie was ich sage!«

»Bleiben Sie einfach so sitzen«, flüstert mir der Kapitän zu, »der Autopilot macht schon alles. Ich komme sofort zurück.«

Bei Allah, das glaubt mir keiner! Gerade noch hatte ich ganz normale Flugangst wie jeder andere, saß im Nichtraucherabteil und machte mir in die Hose. Jetzt hocke ich in 11.000 Meter Höhe mutterseelenallein im Kokpit einer nach Albanien entführten Maschine. Über den Kopfhörer höre ich jemanden was auf Englisch rufen.

»Ei äm Osman. Ich nix Pilot!« rufe ich in fließendem Englisch. »Dis is wan Kidnapping! Ei äm fleiung tu Tirana!« rufe ich weiter.

Ich wundere mich selbst, wie gut ich plötzlich Englisch sprechen kann. In 11.000 Meter Höhe bekommen alle meine verdorrten Talente Flügel. Ich fliege ganz allein eine russische Boing 757 und unterhalte mich auf Englisch mit einem gewissen Herrn Tauwa.

»Ar yu russisch Pilot?« fragt mich Herr Tauwa über den Kopfhörer.

»Ei äm no russisch Pilot!«

»Ar yu türkisch Pilot? Birgen Äir? Öger Turks?«

»Ei äm no Pilot! Ei äm very normal Passenger! May Näym is Mister Osman Engin. Ei häv Job in Halle for in Bremen. Ei äm Passenger very very Angst. Deswegen kaming hier in Kokpit. Aber hier very alleine. Kevin allein in home, Osman allein in Kokpit!«

»Ar yu äfrikän Pilot?« fragt der Kopfhörer.

»Ei äm nix Pilot, du Idiot! Muss denn jeder, der ein läppisches Flugzeug fliegt, gleich Pilot sein?«

»Kän yu sii Eiffelturm?« fragt der Kopfhörer. Ich schaue lange nach unten, nach rechts und nach links. Aber ich kann nichts dergleichen entdecken.

»Nix Eiffelturm! Nur Woter, anasini satayim!«

»Yu ar very gut Pilot«, versucht er mich aufzumuntern.

»Ei äm nix Pilot, verdammt nochmal, du Penner ... äh, Herr Tauwa! The Pilot is going nach hinten änd is nicht wiederkaming. The Situeyschin is very very Scheiße. Dis is wan Kidnapping. The Gängster denkt ei äm Pilot. Yu denk auch ei äm Pilot. Ei äm aber nix Pilot! Ei äm Osman. Und ei äm very Angst. Stuardess gesagt, kaming Cockpit. Ei äm gesagt, no no, nix interesse. Ei äm aber dann doch kaming, jetzt is the Kacke am dampfung! Ei äm the Vogel gleich notlanding! Yu ar vorbereitung!« rufe ich von meinem Pilotensessel aus, den Blick todesmutig gen Horizont gerichtet.

»Yu ar nix Notlanding, ei äm doch kaming«, höre ich die Stimme des Piloten direkt hinter mir.

»Yu ar ..., ich meine, haben Sie den Funkverkehr mitgehört?« frage ich erleichtert, und mir fallen pyramidengroße Steine vom Herzen.

»Nicht nur wir, sondern alle Passagiere haben mitgehört«, lacht der Chefpilot. »Sie sprechen ja ein herrliches Englisch. Mit unserem Chefsteward Wolfgang zusammen spielen wir dieses kleine Theaterstück mit jedem, der Angst vorm Fliegen hat. Dis wirkung Wonder!«

Osman Engin

Osmans Geschichten – von ihm selbst gelesen – sind auch bei Funkhaus Europa zu hören. Immer Donnerstag morgens in *Cosmo* um circa 8.30 Uhr, UKW 103,3 in NRW. Und danach im Internet: www.funkhauseuropa.de

Weiter so!

Wenn Veränderungen nichts mehr verändern.

Die Regierungserklärung von Bundeskanzler Schröder am 12. März 2003 war eine Sternstunde für Deutschlands Exekutive. Kurzfristig besann sie sich ihrer eigentlichen Aufgabe: Dem eigenständigen Regieren. Selbständig etwas durchsetzen, Zukunft gestalten statt kurzfristige Krisen zu moderieren. Ohne Interessenvertreter, Gewerkschaften oder sonstige Lobbyisten fragen zu müssen. Mut nicht nur in der Außenpolitik.

Nun, über zwei Monate später, wissen wir:

Die dort propagierte agenda 2010 hat noch einen endlosen Hürdenlauf vor sich.

Regionalkonferenzen, Gewerkschaften und schließlich der Bundesrat warten noch darauf, dem Bundeskanzler und mit ihm Deutschland die Suppe zu versalzen. Von starker Regierung bleibt da wenig übrig. Schade drum.

Starke Regierung? Ein Unwort in Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg. Jeder kleinen Gruppe ihr Recht, jedem Gremium seine Stimme, jedem Parteifreund seine Interessen. Das ist im Sinne einer produktiven Minderheitsbeteiligung auch gut so, darf aber eben nicht soweit gehen, dass nichts mehr geht. Dann nämlich fängt man an, mit dem kleinsten gemeinsamen Nenner zu arbeiten, an Problemen rum zu doktern oder Probleme einfach Probleme sein zu lassen. Mit dem Ergebnis, dass Veränderungen nichts mehr verändern. So wie jetzt in Deutschland.

Die Ursachen dafür sind vielfältig. Unsere politische Kultur lässt nur denjenigen im politischen Geschäft groß werden, der sich mühsam durch die Jugendorganisationen und Gremien hochgedient hat. Wer zu klug ist, das mitzumachen, fliegt eben raus. Oder widmet sich der Kommunalpolitik, wo man einstweilen auch

mit bloßen Argumenten noch was bewirken kann. Wer endlich oben angelangt ist, hat viele Freunde und muss viele Interessen befriedigen, um allen zu danken und nicht bei der nächsten parteiinternen Wahl die Segel zu streichen.

So sitzen dann auf den wirklich wichtigen Regierungsposten nur alte, langgediente und verdiente Herren, die ihren Zenit überschritten haben

und für die Innovation ein Fremdwort scheint. Der Quereinsteiger mit beruflicher Erfahrung ist verpönt und schafft er es doch einmal – wie beispielsweise der ehemalige Bundeswirtschaftsminister Müller – dann fehlt ihm die ›Hausmacht‹ und er kann nichts durchsetzen. Schlecht, denn was passiert, wenn ein Fachfremder auf einem Posten sitzt, müssen wir gerade leidvoll erfahren:

Das Beherrschen der Grundrechenarten wäre für einen Finanzminister ganz sinnvoll.

Erschwerend kommt hinzu, dass es von ganz oben bis hin zur studentischen Selbstverwaltung auch – nicht nur! – eine gigantische Fülle von Posten, und leider auch zu viele Versorgungsposten zu besetzen gibt. Und wenn es Letztere nicht mehr gibt, dann werden sie eben geschaffen. Schließlich wäre es mit rein politischer Vorbildung auch zu schwer, auf dem Arbeitsmarkt etwas zu finden. Um den schwarzen Peter nicht alleine den Politikern zuzuschieben: Wir als Wähler machen alle mit!

Der Umfang der politischen Beteiligung ist zum großen Teil verfassungsmäßig festgelegt. Beispiel Föderalismus. Historisch gesehen war die beschriebene Schwerfälligkeit mit der Kreation der Bundesrepublik als möglichst zerglie-

derter und damit ungefährlicher Staat von den Besatzungsmächten gewollt. Da Deutschland allerdings dank weitreichender Einbindung in Sicherungs- und Friedenssysteme keine absolut unberechenbare Gefahr mehr darstellen dürfte, muss es – auch im Hinblick auf eine hoffentlich kommende europäische Verfassung – erlaubt sein, die Existenz von Bundesländern wie Bremen, Hamburg, Saarland oder Berlin in Frage zu stellen, was im letzteren Fall ja auch bereits ernsthaft versucht wurde. Bei aller Achtung vor den wacker kämpfenden Traditionalisten erscheint es höchst fragwürdig, dass in solch verschwenderischer Art und Weise Strukturen auf Kosten anderer erhalten werden. Aber wer in Hamburg oder im Saarland wohnt, wird schließlich in der Regel alles tun, um seinen Status zu verteidigen.

Die drei Stimmen, die ein Land wie Bremen im Bundesrat inne hat – Nordrhein-Westfalen hat übrigens bei 34-facher Einwohnerzahl ganze sechs – können darüber hinaus die ganze Bundesrepublik lahm legen. Und das auch bei Gesetzen, die mit Landespolitik nichts zu tun haben. Soll heißen: Wir haben ein höchst fragwürdiges Zwei-Kammer-System, dass den Bundestag de facto zu einer Legislative zweiter Klasse macht. Schlimmer noch ist dabei, dass der Bundesrat als zweite Kammer nur über Umwege noch als demokratisch legitimiert bezeichnet werden kann, werden dort doch schließlich nicht Abgeordnete – wie zum Beispiel in den USA – sondern von einem Teil anderer, für eine andere Aufgabe ausgesuchte Abgeordnete gewählte Landesregierungen tätig.

Wir wählen also den Bundestag und Bremen entscheidet über unsere Gesetze.

Der klassische Einwand gegen den vorgebrachten Einwand ist übrigens die Kontrollfunktion. Die aber haben wir auch an anderer Stelle mit der

Verfassung. Nur an ihr ist über den Weg nach Karlsruhe zum Bundesverfassungsgericht ein Gesetz zu messen! Das ist natürlich schwer einzusehen, denn der Vorteil unseres System ist schlicht und ergreifend, dass bei vielen Verursachern keiner die Verantwortung zu tragen braucht. Und so kann diese munter hin und hergeschoben werden. Nun ja, mit Verantwortung hatten wir ja schon immer unsere Probleme, oder?

Fehlt der Mut zur Veränderung in den allermeisten Fällen schon beim Einzelnen, so zerrinnt er im politischen Kollektiv zum Nichts. Das beste Beispiel liefert uns derzeit die Lage der öffentlichen Kassen. Sanierung kann eben nur durch deutliche Einschnitte geschehen. Werden diese zerredet, bleibt keine Einsparung übrig. Warum keine pauschale Subventionskürzung statt Arbeitsplätze zu 500.000 Euro das Stück im Jahr im Bergbau? Warum nicht Zähne putzen statt Gold im Mund? Warum keine kaputten Lehrer im öffentlichen Dienst außerhalb der Schule, statt im Vorruhestand auf Mallorca? Weil wir genügend Leute wie DGB-Patriarchen Sommer haben, der zusammengefasst vorschlägt: »Druck Geld!« Härte gegenüber solchen Interessenvertretern, die meinen, alle zu vertreten, es aber doch seltenst das Gemeinwohl fördern, wäre wünschenswert, scheint aber Illusion zu sein. Wählerpotential eben. Man kann über Magret Thatcher denken wie man will, aber ihre Lösung zum gleichen Problemfall – Kassen leer streiken – erscheint in Tagen wie diesen immer charmanter. Die Rettung der sozialen Systeme könnte höchstens noch durch Brüssel bewirkt werden. So unglaublich dies angesichts der von dort häufig ankommenden bürokratischen Ungetüme klingen mag: Der EU-Vertrag steht rechtlich gesehen über dem Grundgesetz, kann also Vorgaben machen, die unsere Regierung umsetzen muss. Hoffen auf die Sanktion als heilsa-

men Schock. Und nicht vergessen: Wir wollen alle Einschnitte – nur nicht bei uns!

Immer nur die halbe Wahrheit. Wobei wir beim zweiten Teil der politischen Kultur wären: Dem Lügen. Über den Lügenausschuss ist viel gelacht worden, aber eigentlich ist die Geschichte – unabhängig davon, welche politische Richtung bei uns den Mund aufmacht – gar nicht so lustig. Lustig, das war einmal, – früher, als man sich gegenseitig als Kommunisten und Kapitalisten beschimpfen konnte (obwohl schon immer alle Kapitalisten waren). Heute wird einfach nicht die Wahrheit gesagt.

**Finanzloch ? Nee!
Wirtschaftskrise ?
Schon wieder weg !**

Rente nicht sicher? Doch, Familien fördern unnötig. Unterrichtsausfall? In Nordrhein-Westfalen in keiner Form! Ach ja, vergesst nicht und freut euch auf euren Studienabschluss: Bis Mitte 2004 hat Hartz die Arbeitslosenzahl halbiert! Besonders schlimm: Dies ist keine Krankheit von Regierenden, die Opposition macht munter mit. Weniger starke Eingriffe als der Bundeskanzler mit seiner *agenda 2010* zu fordern, ist angesichts dessen, dass die Opposition keine Verantwortung für ihre Arbeit zu fürchten braucht, eine Frechheit. Oder anders gesagt: Opportunismus. Aber auch hierzu gehören zwei Seiten: Wollen wir die Wahrheit wirklich immer hören?

Lösungen? Vielleicht eine weniger aggressive Grundstimmung mit menschlichen Umgangsformen. Zusammenarbeit dann, wenn es die Verfassungslage bestimmt. Auch mal Bewährtes in Frage stellen. Eigene Nachteile in Kauf nehmen. Nur eines bitte nicht: Weiter so!

Jan Balthasar

Vorlesungsmarathon 2003: Luft raus oder frischer Wind?



Für das leibliche Wohl ist gesorgt. mar



Wo gehobelt wird, fallen auch Späne. mar



Ohne Worte. (Oder ist das jetzt arrogant?) mar



Ganz toll: Wanne voll. Falafel oder Frikadellchen? mar

Der Vorlesungsmarathon stellt mittlerweile eine recht etablierte Form der studentischen Selbstbildung dar. Entstanden 1998 aus den Nachwehen der 1997er Studierendenproteste scheint ihm immer ein Hauch von 1968 beizuwohnen. 1998 noch ein Event studentischer Rebellion, zu dem sich alle Engagierten verpflichtet zu fühlen schienen, mit stundenlangen Diskussionen um die Zukunft der Bildung, ist der Vorlesungsmarathon später geprägt durch gezieltes Erscheinen zu bestimmten Veranstaltungen, die das jeweils persönliche Bildungsinteresse berühren.

Wer den sechsten Vorlesungsmarathon am 16. und 17. Mai dieses Jahres besuchte, konnte den Eindruck gewinnen, die ›Luft sei raus‹. Aber weit gefehlt: Viele Aspekte waren es, die dem Marathon einen anderen Charakter zu geben schienen. So z. B. die einfache Tatsache, dass er nicht, wie sonst üblich, 48 Stunden stattfand, sondern nur 24. In dieser kürzeren Zeit haben sich wohl viele BesucherInnen nur ihre entsprechend individuellen ›Rosinen herausgepickt‹. Viele Veranstaltungen waren dann, trotz inhaltlicher Qualität, nicht besonders gut besucht, was sich aber in Einzelfällen durchaus positiv auf intensive Diskussionen auswirken konnte – träumen nicht schließlich so manche DozentInnen und Studierende von Seminaren mit fünf oder sechs Personen?

Des weiteren war der Vorlesungsmarathon räumlich entzerrt. Spielten sich in der Vergangenheit nicht nur die meisten Seminare, sondern auch der Small- und BigTalk zwischendurch im Wesentlichen auf einer Etage ab, so breitete sich der Vorlesungsmarathon dieses Jahr auf zwei Etagen aus. – Inklusive zwei Cafés: Während sich oben BiertrinkerInnen und RaucherInnen aufhielten, konnten unten Cocktails von der SDAJ (Sozialistische Deutsche Arbeiter-Jugend) und der traditionsreichen Kneipe Frauenstraße 24 gesüppelt werden. Die Küche der Frauenstraße 24 kredenzte außerdem Falafel zum günstigen Preis.

Nicht zuletzt ist die andere Atmosphäre durchaus auch der Tatsache zuzu-

schreiben, dass das Institut für Pädagogik mittlerweile mit Rauchmeldern auf den Fluren ausgestattet ist. So mancher Gast zog daher eines der Cafés vor, so dass – untypisch für die bisherigen Veranstaltungen – die Flure die meiste Zeit leer blieben.

So manch' BesucherIn blieb dem Vorlesungsmarathon wohl auch wegen des parallel stattfindenden Hafenfestes fern, das immerhin mit der Band *Extrabreit* aufwarten konnte. Das Zusammenfallen solcher Termine lässt sich angesichts des Planungsaufwands aber wohl kaum verhindern. Anders als eine relativ breit angekündigte Ragga-Party in der Baracke, deren Organisatoren den Vorlesungsmarathon wohl komplett ignoriert haben müssen.

›Globalisierte Demokratie‹ – so lautete das Motto des sechsten Vorlesungsmarathons. Wie bisher üblich, orientierte sich nur ein kleiner Teil der ›Teachers for a Day‹ am vorgegebenen Thema. Es mag kaum verwundern, dass ein vergleichsweise hoher Anteil der Veranstaltungen sich mit dem Dritten Golfkrieg oder auch mit Fragen der Kriege der Vergangenheit und Zukunft allgemein befassten; ein Thema, das dem Aspekt der Globalisierung ja nun nicht allzu entfernt ist. Der AStA war mit diversen Themen vertreten, von bildungspolitischen Themen über ökologische bis zu der Diskussion um die Einführung eines autonomen Klassenreferats; die Jesus Freaks, mittlerweile fester Bestandteil des Vorlesungsmarathons, fielen durch bunte Lämpchen auf und die SMD (Studenten-Mission Deutschland) beschäftigte sich gleich in zwei Veranstaltungen mit dem Spannungsfeld zwischen Ökonomie und christlicher Ethik.

Der Platz, den einst selbstorganisierte Studiengruppen, ebenfalls aus den 97er Protesten entstanden, auf dem Vorlesungsmarathon einnahmen, scheint langsam von christlichen Organisationen eingenommen zu werden. Zwar waren auch die GGUA (Gemeinnützige Gesellschaft zur Unterstützung Asylsuchender) und Greenpeace mit eigenen Veranstal-



Außer der Reihe: Talk um halb 10: wie kritisch ist die Kritische Theorie und anderes?

mar

tungen präsent, ATTAC Münster und der Infoladen Bankrott präsentierten sich jeweils mit einem Bücher- und Infotisch, dennoch ist das Engagement sozialkritischer Gruppen für den Vorlesungsmarathon scheinbar zurückgegangen.

Eine Lücke, die wohl die von außerhalb zugereisten ReferentInnen schließen sollten: Inhaltliches ›Highlight‹ des Vorlesungsmarathons sollte der Vortrag Jutta Ditfurths, ihres Zeichens populäre Grünen-Dissidentin und Gründerin der Ökologischen Linken, darstellen. Ditfurth präsentierte ihr schon ein wenig in die Jahre gekommenes Buch *Entspannt in die Barbarei*, eine durchaus sinnvolle Abrechnung mit esoterischen Tendenzen in

der Ökologie-Bewegung, die hier eine offene Flanke zum Neofaschismus zeigt. Inhalt, so mussten die ZuhörerInnen allerdings erkennen, sollte eigentlich mit einer gewissen Form des Vortrags korrelieren, zwischen Kritik und Polemik sind wahrhaft immer noch Unterschiede zu entdecken. So manch vegetarischer oder veganer Zeitgenosse fühlte sich wohl persönlich angegriffen, und auch wer Ditfurths Thesen teilte, mochte sich durch die Form der Kritik abgeschreckt fühlen.

Neben den inhaltlichen Veranstaltungen des sechsten Vorlesungsmarathons durfte und sollte schließlich auch die Kultur nicht zu kurz kommen. Selbstverständlich stellt der Marathon insgesamt einen

wesentlichen Bestandteil studentischer Kultur in Münster dar, und dazu gehören auch die inhaltlichen, mal mehr mal weniger wissenschaftlichen, Vorträge. Gerade im aktuellen Falle waren die im engeren Sinne kulturellen Veranstaltungen jedoch nahezu überrepräsentiert: Theater, Filme und Konzerte waren wesentlicher Bestandteil des Vorlesungsmarathons 2003. Das Open-Air-Konzert der Gaußschen Normalverteilung litt dabei unter dem frühen Zeitpunkt des Stattfindens: Da ab 22.00 Uhr die Nachtruhe einzuhalten war, begann es schon um 18.00 Uhr. Und wer geht schon zu einem Konzert zu dieser frühen Zeit, wenn es sich nicht gerade um die Lieblingsband oder persönliche

Freunde handelt?

Der Vorlesungsmarathon hat eine vergangenheitsbezogene und eine zukunftsbezogene Daseinsberechtigung: Seine fünfjährige Geschichte bindet ihn an ein hochschulpolitisches Engagement jenseits von Hochschullisten und Institutionen, an dem es ansonsten durchaus mangelt. Sein Konzept zeigt immer wieder und wird auch in Zukunft zeigen, dass es keinen Universitätsabschluss braucht, um kompetent zu referieren. Und nicht zuletzt ist der Vorlesungsmarathon einer jener notwendigen bildungspolitischen Freiräume, in denen Interdisziplinarität eine Selbstverständlichkeit ist und der Austausch unter Studierenden verschiedenster Fachbereiche funktioniert wie kaum sonst. Nicht zuletzt hat der Vorlesungsmarathon schon in der Vergangenheit Studierende zusammengeführt, die sonst vielleicht nie zusammengefunden hätten.

Torsten Bewernitz

	Montag	Dienstag	Mittwoch	Donnerstag	Freitag
11:00					
11:30					
12:00					
12:30					
13:00					
13:30					

Zusammenfassung, Literatur, Vorbereitung

Die Uni Münster in 10

Versuchen wir doch mal, einen Blick in die Zukunft zu werfen. Das Bildungssystem und die Hochschulen sind derzeit ebenso wie die globale Gesellschaft einigen Veränderungsprozessen unterworfen. Doch was können diese Veränderungen bedeuten, wenn man sie mal weiter in die Zukunft denkt. Natürlich ist es nicht einfach, Dinge zu prophezeien, und ich möchte das hier auch auf eine eher einfache, »spielerische« Art und Weise versuchen und vielleicht ein paar Trends, die sich abzuzeichnen scheinen, verdeutlichen.

Juni 2013:

Von Schlangen im Schloss keine Spur. Die Einschreibungen finden längst an anderer Stelle statt. Wer einen Studienplatz in Münster haben möchte, muss zunächst an einem individuellen online-Zugangstest teilnehmen. Nach Auswertung dieser Tests wählt die Uni Münster die Studienanfänger aus, die zum Sommersemester einen Studienplatz erhalten sollen. Alle Studienbewerber mussten drei bis fünf verschiedene Wunschstudiengänge angeben, die Verteilung erfolgte dann aufgrund der Testergebnisse. Die ausgewählten Personen bekommen per eMail einen individuellen Code zugeschickt, mit dem sie sich komfortabel online immatrikulieren können, die Chipkarte, auf der alle Studienleistungen erfasst werden, die zur Abbuchung der Studiengebühr von ca. 2000 Euro pro Semester und zugleich als Eintrittskontrolle zu den Räumen der Uni dient, wird per Einschreiben verschickt. Auch der Beitrag für das Studentenwerk von etwa 100 Euro pro Semester wird über diese Karte abgebucht. Die Beitragshöhe wurde nötig, als sich das Land NRW komplett aus der Finanzierung der Studentenwerke zurückgezogen hatte.

Die Semester wurden vor vier Jahren eingeführt, als die große Koalition in Düsseldorf der Meinung war, dass die Studienabsolventen in NRW zu alt seien für einen globalisierten Wettbewerb.

Juli 2013:

Der Rektor lädt am ersten Julimontag im großen Hörsaal zur Begrüßung der Erstsemester. Hier sitzen junge Menschen, die es geschafft haben. Ja, jung sind sie wirklich. Nachdem eine Einschulung schon mit fünf bis sechs Jahren ermöglicht wurde und die Schulzeit bis zum Abitur auf 12 Jahre verringert wurde, sind die heutigen Studienanfänger gerade einmal 17-18 Jahre alt. Hier sitzen Leute, die es geschafft haben. Sie haben das Abitur mit einer guten Note bestanden, sie waren in den *Eignungstests* erfolgreich und sie können das nötige Geld mitbringen, um die Studiengebühr zu bezahlen. Manche haben sich verschuldet, andere entstammen reichen Familien, andere

Jahren

haben ein Stipendium und noch andere haben Eltern, die seit fünf Jahren auf ihren Urlaub verzichtet haben.

August 2013:

Mittlerweile haben sich die neuen Studierenden an ihren Stundenplan gewöhnt. Morgens findet von halb acht bis neun Uhr der erste Veranstaltungsblock statt. Dann eine halbe Stunde Pause, dann kommt der zweite Veranstaltungsblock bis 12. Nach eineinhalb Stunden Mittagspause, die man auch zum ersten Nacharbeiten nutzen sollte, schließen sich die beiden Nachmittagsblöcke an. Anwesenheit ist natürlich Pflicht, zweimal darf man in jeder Veranstaltung unentschuldig fehlen. Da man bei Betreten der Veranstaltung seine Chipkarte durch den Kartenleser ziehen muss, ist die Kontrolle auch kein Problem. In der Woche hat man von den insgesamt 20 Blöcken zwei bis drei frei. Um 17 Uhr ist man dann fertig mit den Präsenzveranstaltungen, aber der Stoff will noch nachgearbeitet und die Hausaufgaben müssen angefertigt werden. Meistens geht dafür auch das Wochenende mit drauf. Aber was will man machen, es wird ja alles benotet. Zum Glück sind die Veranstaltungen vorgeschrieben, so muss man sich wenigstens nicht noch lange überlegen, was einen interessieren könnte und sich durch unübersichtliche Vorlesungsverzeichnisse wühlen.

Ende des Monats steht der erste Prüfungsblock an. Der ist besonders für die Erst- und für die Endtrimester hart. Für die ›Erstis‹ geht es darum, das erste Trimester zu bestehen, um nicht exmatrikuliert zu werden, für die ›Endis‹ geht es darum, nach sieben Trimestern ihren Bachelor zu bekommen. Nach diesem Prüfungsblock schreiben sie noch 6 Wochen an ihrer Bachelorarbeit, danach haben sie ihren Abschluss in der Tasche. Wer jetzt versagt, der wird mindestens ein Trimester länger studieren müssen, und dieses Trimester wird die Studiengebühr verdoppelt.

September 2013:

Die Ergebnisse des Prüfungsblocks sind da. Nach gut der ersten Hälfte des Trimesters haben die Studierenden so eine Rückmeldung über ihren Leistungsstand. Diejenigen, die bisher gute Noten hatten, werden sich darauf nicht ausruhen, für die anderen geht es jetzt darum, den Anschluss nicht völlig zu verlieren und das Trimester zu bestehen. Ein nicht bestandenes Trimester bedeutet für die ›Erstis‹ die Exmatrikulation, für alle anderen bedeutet es eine Verlängerung des Studiums, wenn sie es nicht schaffen, diese Prüfungen zusätzlich zu ihrem normalen Stundenplan nachzuholen.

Die Examenkandidaten schwitzen derweil über ihren Bachelorarbeiten. Die Bachelorarbeit ist sicher die wichtigste

Hausarbeit, die sie schreiben, und sechs Wochen sind für die geforderten Inhalte nicht wirklich viel Zeit. Jetzt beginnt wieder die Zeit, in der Studierende mit Schlafsäcken in den Bibliotheken gesichtet werden. Bloß keine Zeit verlieren heißt die Devise.

Oktober 2013:

Endspurt ist angesagt. Die Noten zählen. Zwar wird das gesamte Trimester kontinuierlich benotet, aber die Modulabschlussprüfungen am Ende der ein- oder zweitrimestrigen Module werden am stärksten gewichtet. Begleitende Prüfungen sind ja eine gute Idee, aber man bräuchte manchmal einfach mehr Zeit, um sich sinnvoll darauf vorbereiten zu können. Und die Noten fließen in die Abschlussnote ein. Diese wiederum ist wichtig für den weiteren Weg. Nur die besten 20 Prozent aller Bachelorabsolventen werden schließlich automatisch in ein Masterprogramm übernommen, alle anderen können sich an zusätzlichen Zugangsprüfungen versuchen. Über diese Prüfungen können weitere sieben Prozent in den Masterstudiengang gelangen.

Das beschäftigt auch die Endtrimester, die jetzt mit Hochdruck an ihrer Bachelorarbeit arbeiten. Eine Woche vor der Abgabe hat man nicht viel anderes mehr im Sinn. Zwar steht jetzt ein Großteil der Note schon fest, aber aufgrund einer Sonderregelung, die schwächere Studierende zu sehr guten Arbeiten anspornen soll, steht man dennoch unter Druck. Denn drei Prozent der Plätze in den Masterprogrammen werden an die Studierenden mit den besten Bachelorarbeiten vergeben.

Wer einen Master und danach vielleicht gar einen Doktor machen durfte, der hatte in seinem Leben weitaus bessere Chancen auf einen angemessen bezahlten Job. Durch die ›Bachelor-Schwemme‹ der letzten Jahre, mit der man die Zahl der Akademiker hochgetrieben hatte, war ein Bachelor mittlerweile zu nichts mehr zu gebrauchen.

November 2013:

Mal wieder eine neue Studie über die Studierenden. Der Anteil der Studierenden mit psychischen Problemen liegt mittlerweile bei ca. 78 Prozent, die Zahl der akut Alkohol- und Medikamentenabhängigen ist auch wieder gestiegen, ebenso die Zahl der Suizidgefährdeten ... Aber das ist wohl der Preis der Leistungsgesellschaft, die sich den natürlichen Zwängen der Globalisierung und dem ebenso natürlichen weltweiten Wettbewerb stellen muss.

Baldo Sahlmüller

Zusammenschluss von »Arbeiterkindern« an der Uni

Der AStA der Uni Münster führt seit Ende Mai eine Kampagne, um auf eine Vollversammlung der studierenden Arbeiter- und Gastarbeiterkinder aufmerksam zu machen. Mit Plakaten, Info-tischen und Veranstaltungen sollen Studierende der unteren Herkunftsgruppe für eine eigene Vollversammlung am 3.7.2003 in der Brücke, Wilmergasse 2, um 20.00 Uhr mobilisiert werden.

»Momentan gehen alle Weichenstellungen in die falsche Richtung« kommentiert Andreas Kemper, Initiator dieser Kampagne und AStA-Mitglied, die derzeitige Hochschulpolitik. »Es geht um finanzielle Belastungen wie Studiengebühren oder finanzielle Beschneidung der Studentenwerke. Zusätzlich werden neue Zulassungsbeschränkungen für Menschen aus den soge-

nannten *bildungsfernen Elternhäusern* eingeführt.« Weiterhin seien *Arbeiterkinder* unter den Studierenden, die aus Krankheitsgründen das Studium abbrechen, überproportional hoch vertreten. »Wir haben keine Lobby. Wir müssen jetzt unsere Rechte einfordern. Für eine demokratische und wissenschaftliche Hochschullandschaft, in der der Geldbeutel der Eltern keine Rolle mehr spielt und in der für Elitegehabe kein Platz mehr ist!«

AStA-Mitteilung

Für Fragen steht der Asta gerne zur Verfügung: Andreas Kemper, Tel. 0251/8322286
Asta.sopo2@uni-muenster.de

Vorträge von Studierenden für Studierende

Vortragsreihe des Frauenreferates: Gender Studis

Ein fester Programmpunkt für das Sommersemester 2003 ist die Fortsetzung der Reihe *Gender Studis*. Erstmals im Sommersemester 2001 angeboten, stieß die Reihe auf große Resonanz. Studierende, die sich im Rahmen einer Hausarbeit oder eines Referats mit Geschlechterforschung auseinandersetzen, bekommen in dieser Reihe die Gelegenheit, einen Vortrag zu halten und/oder eine Diskussion zu ihrem Thema zu leiten.

Als Anreiz, sich dieser Herausforderung zu stellen, und als Vergütung für die investierte Arbeit, zahlt das AStA-Frauenreferat ein Honorar von 80 Euro. Die Reihe richtet sich ausdrücklich an Studentinnen und Studenten aller Fachbereiche, da sie zu einem interdisziplinären Austausch unter den Studierenden beitragen soll. Gerade das weit gefasste Themenspektrum macht die Veranstaltung *Gender Studis* interessant. Der Phantasie sind keine Grenzen gesetzt, betonte schon die Amtsvorgängerin im Frauenreferat Christine Wübbena: »Ob ein Vortrag über Frauenfußball, über das Konzept des vergeschlechtlichten Habitus bei Pierre Bourdieu, das Männerbild in der frühen

Neuzeit oder über Schönheitsideale in der Postmoderne.« Auch gemeinsame Vorträge mehrerer Personen sind möglich. »Uns ist dabei wichtig, dass die Auftritte der Studierenden in einer lockeren, kollegialen Atmosphäre ohne den Druck von Universitätshierarchien stattfinden können«, formulieren Antonia Graf und Simona Kramer, die amtierenden Frauenreferentinnen, ein Ziel der Vortragsreihe.

Interessierte Studierende und solche, die sich mehr Informationen wünschen, melden sich bitte im Frauenreferat (AStA-Häuschen links vor dem Schloss, Zimmer 210 im ersten Stock, montags von 10 bis 13 Uhr oder nach Vereinbarung) oder schicken eine E-Mail an asta.frauenreferat@uni-muenster.de. »Natürlich sind wir auch telefonisch unter der Nummer 8321533 zu erreichen. Wir freuen uns auf spannende Vorträge und interessante Diskussionen und hoffen natürlich auf rege Beteiligung«, so die Frauenreferentinnen.

AStA-Mitteilung

Die Auszeit-ler

Es ist Mittwoch abends und nach und nach treffen die drei Studenten in dem kleinen Zimmer des 17. Stockes im Universitätsklinikum Münster ein. Im Gepäck meist Zutaten für Pizza, Waffeln, Obstsalat oder Pasta. Monika, die Koordinatorin der Initiative, packt schon mal die Nähmaschinen aus, bevor es dann gemeinsam auf die Station geht. Seit etwa 3 Jahren existiert das Projekt, welches sich seit kurzem auch einen Namen gegeben hat. *AusZeit*. Studenten der Universität und der Fachhochschule Münster treffen sich zu Spieleabenden und Koch- bzw. Backaktionen mit den Patienten der Kinderkrebstation des Klinikums Münster. Neben Krebspatienten liegen hier auch Kinder mit verschiedenen Bluterkrankungen, die in dem weltweit bekannten Zentrum behandelt werden. Das ist dann auch der Grund warum es an manchen Abenden sehr multikulturell zugeht: ob aus Russland, Ost-Europa oder dem Nahen Osten, jede Woche durchdringen auch fremdländische Stimmen das Getöse auf der Station.

Entgegen erster Annahmen, dass auf der Station eine eher gedrückte und traurige Stimmung herrscht, geht es manchmal zu wie im Tollhaus. Ein Bobycar rast über den Gang, der Musikpädagoge greift noch mal in die Seiten seiner Gitarre und die Kinder haben Spaß mit den lustigen Texten. Nicht alle Patienten sind so ausgelassen, da einige gerade in einem Block der Chemotherapie stecken und es ihnen teilweise sehr schlecht geht.

Inzwischen gehen die Studenten von Zimmer zu Zimmer und fragen, wer denn Lust hat, mit zu spielen oder Appetit auf eine leckere Nachspeise nach dem Abendbrot hat. Letztere wird natürlich gemeinsam zubereitet und wie jeden Mittwoch füllt sich das Spielzimmer mit

Kindern, die ihre Tropfständer vor sich her schieben. Nach kurzer Zeit wird es richtig laut und am Tisch geht es richtig zur Sache. Die Studenten haben mit den Kindern alle Hände voll zu tun, wobei Monika mit den Eltern in einen Aufenthaltsraum geht und Spiele- oder Nähabende anbietet.

Für manche ist es am Anfang etwas gewöhnungsbedürftig unter all den kahlköpfigen Patienten, doch schon nach kurzer Zeit ist das Eis gebrochen. Insgesamt sind es 15 Studenten, die sich abwechselnd jeden Mittwoch zusammenfinden. »Zu wenig« wie Monika meint. »Gerade in der vorlesungsfreien Zeit, aber auch während des Semesters haben wir immer mehr Schwierigkeiten alle Termine mit drei Studenten zu besetzen.« Das größte Problem sei jedoch der Montag, an dem sie meist alleine zwischen 10 und 13.00 Uhr die Patienten der ambulanten Tagesstation betreut. »Hier brauchen

wir dringend Verstärkung, da einige der Studenten bald die Uni verlassen und damit nicht mehr zur Verfügung stehen«.

Es besteht also reichlich Bedarf an interessierten Freiwilligen, die Spaß an der Arbeit mit Kindern haben und sich diese Arbeit zutrauen. Einzige Bedingung sei, so Monika, dass man nicht gleich wieder abspringt. Denn Kontinuität ist einerseits die Bedingung vom Krankenhaus, aber auch besonders wichtig für die Arbeit mit den Kindern. Wer also Interesse hat, ist gern zu einem Kennenlerngespräch eingeladen, nachdem man sich dann entscheiden kann, ob man mitmachen möchte. Interessenten können sich unter der E-Mail-Adresse: Aus-Zeit@web.de mit der Initiative in Verbindung setzen.

Torsten Hübsch



Spaß an der Arbeit mit kranken Kindern im Uniklinikum Münster.

Torsten Hübsch

Kunst aus der Psychiatrie

Werner Streppel im Kunsthaus



Künstler und Radfahrer: Werner Streppel.

Michael Billig

Werner Streppel hat immer schon gezeichnet und gemalt. Nach vielen Jahrzehnten künstlerischen Schaffens liegt von dem heute 73-Jährigen ein umfangreiches Werk vor. Die bedeutendsten seiner Arbeiten werden bis zum 27. Juli im Kunsthaus Kannen gezeigt.

Der Rundgang durch den hell erleuchteten Ausstellungssaal beginnt mit Streppels frühen Bildern: Bleistift- und Buntstiftzeichnungen, die ungefähr aus der Zeit um das Jahr 1976 stammen. Züge, Pferde, Bäume, Schiffe, Panzer und Flugzeuge hielt er auf Papier fest. Vielen dieser Bildthemen begegnet man bei ihm immer wieder. Doch die Panzer und Flugzeuge mit den Hakenkreuzen weisen auf einen besonderen Arbeitsdrang hin: die Verarbeitung seiner Erlebnisse aus dem 2. Weltkrieg. Kanonen, Gewehre und Soldaten komplettieren den Eindruck, dass

der Künstler sich mit seinen Beobachtungen während der NS-Zeit auseinandersetzte. Was er in seiner Jugend gesehen hatte, was in seinen Erinnerungen einen festen Platz einnahm, dem verlieh er in Form von Zeichnungen Ausdruck.

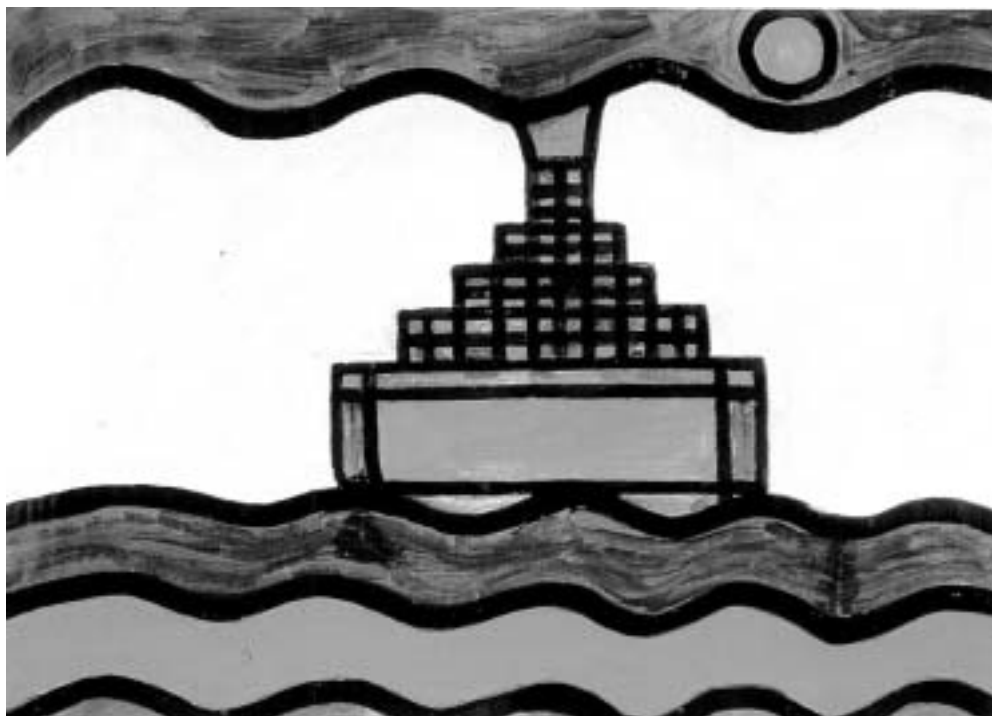
Ab dem Jahr 1984 nahm Werner Streppel an der Kunsttherapie im Alexianer-Krankenhaus teil, ehe ihm 1994 ein Atelierplatz im Kunsthaus Kannen zugesprochen wurde. Dort bekam er den Raum und die Materialien für seine Arbeit. Vor allem bekam er die Anerkennung, die er verdiente. Sein individueller Stil, der in der ›hohen‹ Kunst und in der *Art Brüt* seinesgleichen sucht, wurde gefördert. Ein Werk folgte jetzt auf das andere. Von den Kriegsbildern hatte er längst Abstand genommen. Häuser und Blumenvasen sind an ihre Stelle getreten.

Im Laufe der Jahre hat sich auch Werner Streppels Malweise verändert. Die älteren Arbeiten zeichnen sich noch durch eine gewisse Feingliedrigkeit aus. Spätere Werke sind häufig von einer starken Rasterung und expressiven, häufig dunkleren Farben geprägt. Sie wirken flächiger und strukturierter.

Neben der Malerei begeistert sich Streppel für Objekte. Dutzende Häuser aus Holz und Pappe befinden sich in der Sammlung vom Kunsthaus Kannen. Es sind Häuser in allen Variationen umgeben von Bäumen und Zäunen, mit oder ohne Schnee. Auf weiß gestrichenen Pappkartons erheben sich 30 davon in der Mitte des Saals. Hat der Besucher sie hinter sich gelassen, begegnen ihm Schiffe und Leuchttürme aus dem gleichen Material. Von dort bekommt er einen Einblick in den hintersten Winkel des Kunsthauses, wo sich eine Stadt aus Streppels Objekten auftürmt.

Eines wird dem Besucher der farbenprächtigen Schau ganz sicher auffal-

Kannen



Ein Gemälde Werner Streppels.

len: Werner Streppel ist ein fleißiger Künstler. Inzwischen lässt es der begeisterte Radfahrer jedoch etwas ruhiger angehen. Denn er hat seinen Weg im Leben gefunden – nicht zuletzt durch die Kunst.

Michael Billig

Werner Streppel – 4. Mai bis 27. Juli 2003 im
Kunsthaus Kannen, Alexianerweg 5, 48163 Münster.
 Öffnungszeiten: Dienstag bis Sonntag 13–17 Uhr.
 Der Eintritt ist kostenlos.
 Ausstellungsgespräche: 25. Juni und 16. Juli, ab 19 Uhr

Zur Ausstellung ist ein kleiner Katalog erschienen. Für 2,50 Euro kann man ihn im Museumsshop erwerben.
www.kunsthhaus-kannen.de

Von Menschen und Masken

Luz Kerkeling legt mit *La Lucha Sigue – Der Kampf geht weiter* die erste umfassende Gesamtdarstellung des zapatistischen Aufstands in Chiapas/Mexiko vor.

Als am 01.01.1994 gleichzeitig mit dem Inkrafttreten der nord-amerikanischen Freihandelszone NAFTA maskierte und bewaffnete Guerillas in San Cristobal de Las Casas, der zweitgrößten Stadt im südlichsten mexikanischen Bundesstaat Chiapas auftauchten, war dies das bisher letzte Mal, dass in einem vergleichsweise großen Maßstab auch in der deutschen Presse über eine lateinamerikanische Befreiungsbewegung berichtet wurde. Der Zeitpunkt war geschickt gewählt, die Öffentlichkeitsarbeit der EZLN, der Zapatistischen Befreiungsarmee Mexikos, so noch nicht da gewesen. Obwohl die EZLN nach zwölf Tagen die bewaffneten Kämpfe einstellte und danach auch nicht mehr bewaffnet kämpfte, ist ihr Aufstand in den letzten zehn Jahren der medial meist rezipierte: Von Ausnahmen wie dem *Marcha Zapatista*, dem Marsch der ZapatistInnen auf die Hauptstadt, der sogar der BILD-Zeitung und der MZ Titelschlagzeilen und Farbfotos wert war, abgesehen, berichtete zwar die Mainstream-Presse vergleichsweise wenig, die zahlreichen Publikationen zeugen aber von der Popularität der zapatistischen Befreiungsbewegung.

All diesen Publikationen, soweit sie deutschsprachig erschienen sind, war bisher eins gemeinsam: Es handelte sich ohne Ausnahme um Aufsatzbände (z. B. *Der Wind der Veränderung* oder *Ya Basta!*) oder aber um dünne Bücher zu Spezialthemen (etwa *Acteal – Weihnachten in der Hölle* oder *Yo, Marcos*, beide von Marta Duran de Huerta).

Mit *La Lucha Sigue – Der Kampf geht weiter. EZLN – Ursachen und Entwicklungen des zapatistischen Aufstands* legt der Soziologe Luz Kerkeling die erste umfassende Gesamtdarstellung des Aufstands in monographischer Form vor. Dabei beschränkt der Autor sich nicht auf die Ereignisse seit dem 01.01.1994, sondern – der Untertitel sagt es schon – legt recht breitgefächert auch die Ursachen dar.

Im ersten Teil des Buches finden wir einen Rückblick auf die mexikanische Revolution, nach dessen wesentlichem Akteur Emiliano Zapata sich die EZLN benannt hat, Erläuterungen zum politischen und Parteiensystem Mexikos – einer akribischen politikwissenschaftlichen Beschreibung – sowie wirtschaftlichen und sozialen Hintergründen. Neben den ökonomischen Entwicklungen, die zu NAFTA führten und nun in Form der gesamt-amerikanischen Freihandelszone FTAA ihre Fortsetzung fin-

den, sind hier gewerkschaftliche Aspekte, Kirche und Religion, sowie die Frauen- und die Studierendenbewegung, der der Unrast-Verlag schon mit *Rebellion X – Das Jahr des Streiks in Mexiko Stadt* einen eigenen Band widmete, ausführlich beschrieben. Nicht fehlen dürfen natürlich auch frühere bewaffnete Aufstände und Organisationsversuche von Indigenen.

Im zweiten Teil des Buches beschreibt Kerkeling nicht alleine den Verlauf des Aufstands der Zapatistas bis heute, sondern er legt wiederum genaustens die Hintergründe und die Organisationsform der EZLN dar: Dies betrifft etwa die ökonomische Situation in Chiapas, die deutlich von der gesamt-mexikanischen ökonomischen Situation getrennt gesehen werden muss, rassistische Diskriminierung und soziale Konflikte auf kommunaler Ebene. Die Organisationsstrukturen der EZLN selber werden ebenfalls grundlegend durchleuchtet: Entstehungsgeschichte und Basis dieser Bewegung werden einer eingehenden Betrachtung unterzogen, besonderes Augenmerk legt Kerkeling z.B. auf die Frauen innerhalb der EZLN: »Der Frauenanteil in den bewaffneten Einheiten der EZLN beträgt über 30 Prozent [...]. Die Frauen der zivilen Unterstützungsbasen, die dort rund 50 Prozent ausmachen, [...] nehmen wichtige [...] Funktionen im Kontext von Autonomie und Repression wahr.« Auf Druck dieser Frauen kam es 1993, ein Jahr vor dem Aufstand zu einem »Revolutionären Frauengesetz«, von der EZLN als *Revolution vor der Revolution* bezeichnet und 1996 maßgeblich erweitert.

Im Folgenden beschreibt Kerkeling die Entwicklung des Aufstands von 1994 bis heute, orientiert an den verschiedenen Arten des Kampfes der EZLN. Wie oben erwähnt, griff die EZLN kein zweites Mal zu den Waffen, eine Entscheidung, die, wie der bewaffnete Aufstand 1994, basisdemokratisch zustande kam. Kerkeling beschreibt die Strategien, die aus der EZLN »eine Medienguerilla der Worte und Symbole« macht: Landbesetzungen und die Gründung selbstverwalteter Gemeinden an der Basis stehen neben Verhandlungen – wie den berühmten Verhandlungen von San Andrés – dem Aufbau von Oppositionsbündnissen und breit angelegten Mobilisierungskampagnen, wie landesweiten Befragungen oder dem erwähnten Marsch auf Mexiko Stadt, an dem der Autor selber als Menschenrechtsbeobachter teilnahm.

In einem letzten Teil beschreibt Kerkeling das Gesell-

schafts- und Politikverständnis der EZLN sowie die weltweite Rezeption des Aufstands. Zentral für diese Beschreibung ist der Begriff der ›Würde‹: »Der Begriff der Würde ermöglicht den nicht fest definierten und permanent reflektierten Charakter des zapatistischen Kampfes und kann darüber hinaus als eine integrale Triebkraft emanzipatorischer Bewegungen generell wirken.«, so Kerkeling.

Dieser Anspruch ist es, der u.a. den Aufstand der Zapa-



tistas für eine globale Rezeption so interessant macht. Kerkeling unterscheidet die Rezeptionen aus einem konservativen und rechtsliberalen Lager, einem orthodox linken Lager und einem intellektuellen, linksliberalen und undogmatischem Lager. Letzteres ist es, das den Aufstand positiv rezipiert. Diese positive Rezeption war immer auch der Öffentlichkeitspolitik der EZLN selber geschuldet: Sie sieht sich in einem globalen Kontext und hat für viele auch in der ›Ersten Welt‹ politische Vorbildfunktion. Das Cover von Kerkelings Buch schmückt ein Button vom *Zweiten Interkontinentalen Treffen gegen Neoliberalismus und für Menschlichkeit* von 1997 in Spanien. Dieses Bild sagt schon aus, dass es um mehr geht als nur die Guerilla in einem mexikanischen Bundesstaat, es stellt den Bezug her zu sozialen Bewegungen auch in Nordamerika und Europa.

Abgerundet wird Kerkelings Band durch Texte des Subcomandante Marcos, des Sprechers der EZLN, und von der mexikanischen Sozialwissenschaftlerin Marta Duran de Huerta, die selber mehrere Bücher auch auf deutsch zum Thema publizierte, sowie einem Nachwort von Jens Kastner. Ein ausführliches Glossar, eine Zeitleiste bis Januar 2003, zahlreiche Graphiken und Karten machen das Buch außerdem zu einem wertvollen Nachschlagewerk nicht nur zum Aufstand der EZLN, sondern auch zu Fragen der mexikanischen Politik und Gesellschaft. Zahlreiche Fotos, vom Autor selber und FreundInnen auf Reisen nach Mexiko gemacht, verdeutlichen das Beschriebene.

Kerkeling legt ein gut recherchiertes, wissenschaftliches und gleichzeitig engagiertes Buch vor. Das besondere Interesse, das die EZLN auf ihn ausübt, muss man als Leser einfach teilen. Nicht nur, weil das Buch den Aufstand in all seinen Facetten aufzeigt, sondern weil die EZLN etwas Neues (re)präsentiert, eine Art linker Politik, die weit von verbohrtem Marxismus oder linksradikaler Rechthaberei entfernt liegt. ›Fragend schreiten wir voran‹ lautet ein zentrales Motto der Zapatistas. Ein Motto, das auch hierzulande politisches und soziales Engagement ruhig prägen darf.

Torsten Bewernitz

Luz Kerkeling: *La Lucha Sigue – Der Kampf geht weiter! EZLN – Ursachen und Entwicklungen des zapatistischen Aufstands*. Unrast-Verlag, Münster 2003. 16,- Euro

Der Spurensucher

Der »Abgesandte« kehrt an den Ort zurück, wo sich Menschen größtes, nicht mehr steigerungsfähiges Elend zugefügt haben. Er, »der Spurensucher« in der Erzählung von Imre Kertész, gehörte zu den Opfern. Als Überlebender, als Ex-Häftling betritt er die Gedenkstätte Buchenwald. Was er bei seiner Rückkehr wahrnimmt, deckt sich jedoch nicht mit seinen Erinnerungen an die Zeit im Konzentrationslager.

So mag es auch dem Autor Imre Kertész ergangen sein, als ihn sein Weg im Jahre 1962 wieder auf den Ettersberg führte. Diesmal als Besucher. »Ich habe mich verirrt« muss sein namenloser Protagonist feststellen. Buchenwald ist ihm fremd geworden. Es ist eine »Sehenswürdigkeit für die Lebenden und Ruhestätte für die Toten«. Und für ihn? Die Dinge kehren sich ab. Die Menschen, denen er begegnet, sind nicht die, die er hier erwartet hatte. Wen und was er glaubte vorzufinden, das weiß er selbst nicht. Der Schmerz ist unausweichlich. Es gibt keinen Trost, kein Mitleid und keine Rache. Das ist keine Erkenntnis, sondern eine Bestätigung für ihn. Trotzdem sucht er immer weiter.

Humorlos, trocken auf der einen Seite, philosophisch und eindringlich auf der anderen. Kertész beschreibt mit seinen besonderen sprachlichen Merkmalen die Gedanken und Gefühle seines »Abgesandten«. Er spricht über sich. Nichts und niemand kann sein Leid teilen oder ihn davon ablenken. Seine Zeilen lesen sich ernst, sehr ernst. Er ist allein. Er kann nur allein sein. Der Leser begleitet ihn ein Stück und verlässt ihn wieder. Nicht mehr. Nicht weniger.

Imre Kertész, geboren 1929 in Budapest, wurde 1944 nach Auschwitz deportiert und ein Jahr später in Buchenwald befreit. Sein autobiografischer Roman *eines Schicksallosen*, den er Anfang der 70er Jahre abgeschlossen hatte, wurde zunächst von den Verlagen abgelehnt und nach seiner Veröffentlichung ignoriert. Erst nachdem sich die politische Situation in Ungarn änderte, brachte die Neuausgabe dem Autor die lang versagte Anerkennung. Im vergangenen Jahr erhielt Imre Kertész sogar den Nobelpreis für Literatur.

Michael Billig

Imre Kertész: *Der Spurensucher*.
Aus dem Ungarischen von György Buda.
Suhrkamp Verlag, 130 Seiten, ISBN 3-518-22357-7, 11,80 Euro

Alles eine Frage

Antiglobalisierungskämpfe zwischen

Wenn schon hin und wieder ein Buchstabe ausreicht, um neue Klassenkämpfe zu entfachen, wie Althusser sagte, kann die Nebenbemerkung eines Theoretikers wohl locker zu einem neuem Konzept werden. Gilles Deleuze sprach einmal, als er sich im Zusammenhang mit Foucault Gedanken über die Rolle von Intellektuellen in sozialen Auseinandersetzungen machte, von »transversalen Kämpfen«.

Wie diese aussehen oder was sie überhaupt beinhalten könnten, wurde im Rahmen eines Symposiums im April/Mai 2002 in Wien auf Initiative des Europäischen Instituts für progressive Kulturpolitik (eipcp) erörtert. Vom »Konzept der Transversalität« handeln folglich die Beiträge, die der daraus entstandene Sammelband enthält.

Transversal, das bedeutet durchquerend, querlaufend und man denkt an Foucaults schöne Formulierung: »Sie wissen, ich bin wie der Krebs, ich bewege mich seitwärts voran«. Ob diese Bewegung aber der Zweck selbst ist, oder nur die Methode zum Vorankommen, das ist auch im Band umstritten und wird von den verschiedenen AutorInnen unterschiedlich beantwortet.

Gerald Raunig, der Herausgeber, plädiert gleich zu Beginn für die erste Variante. Transversalität sollte ihm zufolge angesichts allgegenwärtiger Netzwerke und Dezentralisierungen zur entscheidenden Differenz werden, mit der sich die Bewegung gegen die neoliberale Globalisierung von ihren Gegnern unterscheiden sollte: zur vorrangigen Frage werde gerade »die Unterscheidbarkeit von Organisationsformen von Empire und Multitude, von Macht und Widerstand«.

Den Gegenpol am Ende des Buches (be)setzt Oliver Marchat: Politik könne nur wirksam sein, wenn sie erstens kollektiv statt individualistisch wäre und wenn zweitens dieses Kollektiv organisiert, also nicht bloß Haufen oder Menge sei. Mit der Organisationsform Partei habe die radikale Linke fälschlicherweise jede Form der Organisation verworfen. Das Problem an einem Begriff wie Transversalität, wendet Marchat auch gegen Hardt/Negri und Deleuze/Guattari ein, sei, »dass er so tut, als wäre er schon die Antwort auf die Frage, während er sie doch gerade aufwirft: die Frage nach der Organisationsform nämlich«. Marchat hingegen schlägt mit Universalisierung, Syn-

der Organisation

Aktivismus und Kunst

thetisierung, Ent-Individualisierung und Permanentisierung vier notwendige Kriterien für eine politisch effektive Organisationsform vor.

Eine solche, abseits von hegemonialen Strukturen, sieht Andreas Görg in vernetzten Plena und beschreibt sie ausführlich als »Alternative zur Organisierung des Politischen insgesamt«.

Welche Rolle aber spielt nun der Bereich, der im Untertitel als zweiter Gegenstand der Organisationsfragen ausgewiesen wird, die Kunst nämlich? Auch in diesem Band lässt sich der uralte Dissenz auffinden zwischen denen, die Kunst als Medium und Ausdrucksform politischer Anliegen betrachten, wie beispielsweise die AktivistInnen des Autonomen Zentrums von und für MigrantInnen Linz (MAIZ), und jenen, die in Kunst eine eigenständige Erkenntnisproduzentin sehen.

Mit der Analyse konkreter Werke anhand übergreifender Fragen beschäftigen sich nur Hito Steyerl und Christian Höller in ihren Beiträgen. Steyerl wendet die Reflexion über die künstlerische Produktionsweise der Montage auf das politische Feld an und insistiert, dass künstlerische Werke wie beispielsweise Dokumentarfilme nicht nur den Ausdruck der internen, politischen Organisation zu reflektieren hätten, sondern auch die »Organisation ihres Ausdrucks«. Die Artikulation von Protest ist demnach nicht nur eine Frage des Inhalts, sondern auch der Form.

Die Frage nach dem Wie der Sichtbarmachung stellt auch Höller, und zwar, mit etwas befremdlich holistischem Anspruch, in Bezug auf die Globalisierung als ganze. Anhand verschiedener Arbeiten von zeitgenössischen KünstlerInnen diskutiert er, wie umfassend eine »Gesamtkartografie von ›Globalisierung‹ beschaffen sein müsste, um (...) das Geflecht von Ursachen und Wirkungen auf unterschiedlichsten Ebenen abzubilden«. Es geht also, um mit den Worten der Mediengueriller@as von der autonomen a.f.r.i.k.a. gruppe zu sprechen, um eine politische Positionierung, »die sich nicht auf theoretische Analyse in den Begrifflichkeiten der Soziologie und der Kulturtheorie beschränkt, sondern auch in Bildern denkt und Zeichensysteme zu nutzen weiß«.

Dass die SpezialistInnen der Zeichennutzung,

die AkteurInnen des künstlerischen Feldes also, zu den ersten wirklich globalisierten Personen gehörten und bis heute mit allen Kennzeichen der transnationalen Weltläufigkeit und interkontinentalen Mondänität ausgestattet sind, ist einer der liebsten und gängigsten Mythen, die sich um dieses Feld ranken. Ulf Wuggenig liefert ein paar schöne Zahlen zur Demontage: So ist die Anzahl der einflussreichen KünstlerInnen, die nicht aus Nordamerika oder Westeuropa stammen, in den letzten dreißig Jahren nur um zwei Prozent gestiegen und liegt nun bei satten zehn von Hundert. Von den wenigen, die nicht im Nordwesten geboren sind, sind aber die meisten dorthin emigriert und leben da.

Dass das Thema Migration nicht vorkäme, lässt sich dem Band aber keinesfalls vorwerfen. Ob die Kampagne *kein mensch ist illegal* als hybride Praxis vorgestellt wird, wie im Beitrag von Ralf Homann, oder ob Ljubomir Bratic die Forderung nach gleichen Rechten für alle diskutiert, durch viele der 19 Aufsätze ziehen sich die MigrantInnen als Bezugspunkte, deren Rechte, Kämpfe und Lebensbedingungen zum Maßstab der Kritik herangezogen werden. Dass das alles im Rahmen oder anhand der in Österreich geführten Debatten geschieht, verleiht dem Antiglobalisierungsbuch eine merkwürdige, aber nicht unangemessene Lokalität. Wenn Theorie immer so gut ist, wie das, was man mit ihr machen kann, wie Katja Diefenbach in ihrem schon in der *Jungle World* veröffentlichten Text zu *Empire* schreibt, dann ist dies bestimmt ein gutes Buch. Vielleicht lässt sich der Band selbst als transversale Praxis beschreiben, denn entgegen der üblichen Trennung durchqueren sich hier die Diskurse »zweier marginaler gesellschaftlicher Bereiche, der Kunstszene und des Polit-Aktivismus« und können in einer optimistischen Leseweise »zur Entstehung eines transversalen Kunst-Polit-Aktivismus Anlass geben, der die Grenzen und Beschränkungen der jeweiligen Szenen überwindet« (autonome a.f.r.i.k.a. gruppe). Um da nicht zirkulär zu werden, bleibt die Organisationsfrage selbstverständlich offen.

Jens Kastner

Gerald Raunig (Hg.): *Transversal. Kunst und Globalisierungskritik*, Verlag Turia + Kant, Wien 2003, 215 S., 22,- Euro, ISBN 3-85132-352-1.

Paradoxe Grenzkämpfe

Étienne Balibar auf dem Weg nach Europa

Eine der ersten Lektionen, die ich als Zeitungsjournalist zu lernen hatte, war die, Artikelüberschriften nicht mit einem Fragezeichen enden zu lassen. Zeitungstexte sind dazu da, Fragen zu beantworten und nicht zu stellen, erklärte mir meine Redakteurin. Ein einsichtiges Motto, das für Fachbücher sicher nicht weniger gelten sollte.

Aber Verlage sind eben keine Redaktionen und deshalb kommt es außerhalb des berichteten Tagesgeschehens eben doch immer wieder vor, dass wir von Buchtiteln befragt werden. Ob wir Bürger Europas seien, beispielsweise. In diesem Fall ist zumindest zu vermuten, dass mit einem einfachen »Ja« oder »Nein« auch im Hauptteil des Textes nicht zu rechnen ist. Denn zunächst müsste ja mal geklärt sein, wer denn überhaupt.

Der französische Philosoph Étienne Balibar, ein Schüler Louis Althusser, nimmt diese Klärung vor, indem er sich mit Grenzen beschäftigt. Ihm geht es um »historische und politische Grenzen im Sinne von Prüfsteinen für Bürgerschaft und Zivilität (borders) und im Sinne von Bruchlinien und Kräften, an denen die Demokratie aufhört oder neu auflebt (frontiers)«.

An Grenzen im Zusammenhang mit Europa zu denken, bedeutet für Balibar zum einen, den Blick auf die koloniale Einteilung der Welt und ihre postkolonialen Folgen und zum anderen auf Ausgrenzungen im Inneren des heutigen Europas zu richten. Diese Blicke treffen sich u.a. im zeitdiagnostischen Befund der »Rekolonialisierung«, die Balibar in Anbetracht der Situation von MigrantInnen in der Europäischen Union ausmacht und die sich im Menschenbild wie

im Alltag niederschläge.

Ausgehend davon macht Balibar sich Gedanken über Identität. Und angesichts dessen kommt ein europäisches »Wir« für ihn nur als radikal demokratisches in Betracht. Sollte an einer europäischen Identität gearbeitet werden, dann nur mit dem Ziel der Überwindung innerer Spaltungen zwischen Einheimischen und zu Fremd-Erklärten einerseits und einer nicht näher definierten, neu begriffenen Rolle Europas in der Welt andererseits.

Aber dieser Weg von der Zeitdiagnose zu politischen Vorschlägen erscheint paradox. Denn Balibar selbst nennt die Grenze die »absolut undemokratische und willkürliche Bedingung der demokratischen Institutionen«. Grenzen teilen Menschen ein in StaatsbürgerInnen und andere. Sie produzieren so auch rechtlose Individuen, die gemäß den Prinzipien des Humanismus gar nicht vorkommen dürften.

Das rechtlose Individuum, theoretischer Widerspruch in sich und massenhaft Realität zugleich, ist deshalb auch Ausgangspunkt für Balibars Überlegungen zu einer neuen Form von Bürgerschaft, die sich eben beginnend mit dem Kampf um das »Rechte auf Rechte« formiert. Die Losung der brasilianischen Landlosenbewegung »Gerechtigkeit für die Rechtlosen«, das zapatistische Eintreten für »indigene Rechte und Kultur«, aber auch die Bleiberechts-Kampagnen von AsylbewerberInnen in Europa können als Beispiele für diese Kämpfe dienen.

Angesichts der europäischen Asylpolitik und dem im Vertrag von Maastricht festgelegten Staatsbürgerschaftsrecht spricht

Balibar gar von einer »europäischen Apartheid«. Um ihr entgegenzuwirken plädiert er für das Modell einer »Bürgerschaft ohne Gemeinschaft«.

Dieses ist überhaupt nur dadurch denkbar, dass Balibar Staatsbürgerschaft nicht als einseitigen Akt der Verleihung oder als Status betrachtet. Vielmehr sieht er sie als dialektischen Prozess, der Konstituiertes und Konstituierendes umfasst, oder auch als »ein Ensemble von Praktiken«. Bürgerschaft als die aktive Teilnahme aller am politischen Leben solle sich, so Balibars politisch-theoretischer Vorschlag, unabhängig von wertegemeinschaftlicher oder sonstwie gearteter Zugehörigkeit bilden. Indem er die Subjektivierungsweisen als eigentlichen Mittelpunkt von Politik ausmacht, positioniert er sich quasi jenseits von liberalem Universalismus und Kommunitarismus.

Was diese Position betrifft, bewegt sich der so intensiv mit Realpolitik beschäftigte, marxistische Philosoph auch auf dem schmalen Grad zwischen Gesellschaftstheorie und Politikberatung. Zu kleinen Irritationen führt zum einen, wenn sich Balibar, wenn auch nur in Fußnoten, zu Gewährsmännern auf den Weg in ein neues Europa aussucht: Hans-Magnus Enzensberger mit seinem Gerede über »molekulare Bürgerkriege« und sogar Ernst Nolte und seine erzreaktionäre These vom »europäischen Bürgerkrieg« sind positive, und damit gleichsam mythologisierende Bezugspunkte.

Wichtiger scheint aber zum anderen, dass auf dem Weg zu konkreten Vorschlägen für die unmöglich-mögliche Vision der demokratischen europäischen Einigung theoretische Einsichten aus früheren Texten verloren gehen. So muss

es zumindest verwundern, wenn der Kritiker der Nationform, als der Balibar es einst zu einiger innerlinken Bekanntheit gebracht hat, nun die Gewalt nicht mehr aus dieser Kombination von ökonomischen und ideologischen Strukturen herleitet. Nicht mehr die Institutionen – oder, mit Althusser, die ideologischen Staatsapparate – Schule und Familie werden als die Brutstätten struktureller Gewalt benannt, sondern Gewalt wird, ganz im Stile der Modernisierungstheorie, nur in Ausbrüchen und Auswüchsen wahrgenommen.

Sie entflammt, wenn die bis dahin angeblich haltbare Verbindung von Staat, Territorium und Bevölkerung platzt, was ja allgemein in Folge der Globalisierung als Krise des Nationalstaates konstatiert wird. Dennoch sehnt sich Balibar nicht nach den Zeiten, in denen multinationale Konzerne noch die Ausnahme, die Blockkonfrontation die dominante politische Ordnungsstruktur und die Grenzen von Natur und Technik noch unverwischt waren: Vor die Globalisierung also.

Sein Gegenstand – zeitdiagnostisch, theoretisch und eben auch politikberaterisch – ist das zukünftige Europa. Neben dem Status des Individuums als politischem Subjekt und der Demokratisierung der Grenzen benennt Balibar zwei weitere »Baustellen« für das Projekt eines demokratischen Europa, die nicht weniger unmöglich oder paradox erscheinen, aber deren utopischer Gehalt zumindest den realpolitischen Diskurs bereichern kann: Die Ausrichtung der Arbeitskämpfe und Gewerkschaftsbewegungen auf eine gesamteuropäische Reorganisation der Arbeitszeit und einer Sprache Europas als »ein in ständiger Veränderung begriffenes System«. Für dieses wie

für die anderen Phänomene, an denen Balibar arbeitet, ließe sich umgangssprachlich sicher festhalten: Was nicht ist, kann ja noch werden.

Das Buch, basierend auf verschiedenen Reden und Aufsätzen des Autors, zeigt vor allem, dass zwischen der positiven Neudefinition von Begriffen und den dazugehörigen sozialen Verhältnissen (Gemeinschaft, Staatsbürgerschaft) deutlich unterschieden werden muss. Und was die Titelfrage betrifft, so erweist sich ein weiteres Mal allein die Nach- oder Gegenfrage als taugliche Antwort: »Wer ist Wir?« Oder auch: »Wer ist drinnen, wer ist draußen?«

Jens Kastner

Balibar, Étienne: *Sind wir Bürger Europas? Politische Integration, soziale Ausgrenzung und die Zukunft des Nationalen*, Hamburg 2003 (Hamburger Edition), 290 S., 25,-Euro, ISBN 3-930908-86-7.

Zeugnisse der Vergangenheit

An dieser Stelle seien drei CDs vorgestellt, wie sie unterschiedlicher kaum sein könnten – und doch haben sie gewisse Ähnlichkeiten. Denn bei allen CDs geht es mehr oder weniger um eine Art des politischen Engagements und alle sind Zeugnisse der Vergangenheit. Ihre Qualität schwankt dennoch ...



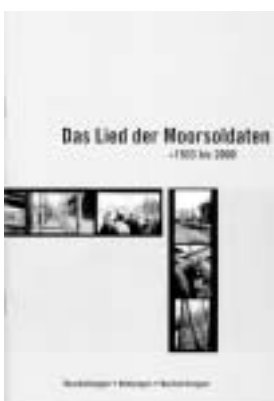
Buchenwald. Ein Konzentrationslager.

Nein, keine Musik-CD, sondern eine umfassende CD-Rom über die Geschichte des Konzentrationslagers Buchenwald. Der Lagergemeinschaft Buchenwald / Dora / Freundeskreis e.V. und die Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes / Bund der Antifaschistinnen

und Antifaschisten (VVN / BdA) legen im Pahl-Rugenstein-Verlag eine umfangreiche Sammlung von Texten, Bildern, Originaldokumenten, Videos und nicht zuletzt Zeitzeug-Innengesprächen vor, die die Geschichte eines der bekanntesten Konzentrationslager sowohl während des Dritten Reiches als auch in seiner Rezeption in der DDR und nach 1989 erzählen.

Inhaltlich ist die CD in Kapitel eingeteilt, wie das System der Konzentrationslager, Arbeit und Kunst im Konzentrationslager, Selbstbefreiung und Vermächtnis. Eine interaktive Lagerkarte, eine Chronik, Glossar und Unterrichtsmaterialien komplettieren die CD. Einzig und allein eine Suchfunktion findet man leider nicht. Trotzdem sei allen, die sich inhaltlich mit den Verbrechen des Nationalsozialismus auseinandersetzen, diese umfangreiche Materialsammlung wärmstens ans Herz gelegt.

Buchenwald. Ein Konzentrationslager. Herausgegeben von der Lagergemeinschaft Buchenwald-Dora / Freundeskreis e.V. Verlag Pahl-Rugenstein, Bonn 2002. 24,- Euro



Das Lied der Moorsoldaten 1937 bis 2000

Auf eine ganz andere Art und Weise erinnert das DIZ (Dokumentationszentrum Emslandlager) auf einer Doppel-CD an die Geschichte der Konzentrations- und Gefangenenlager im Emsland. *Das Lied der Moorsoldaten* gehört zu dem Berühmtesten, was in der Zeit des Dritten Reiches geschrieben wurde. Entstanden ist die Lagerhymne des Lagers Börgermoor in den frühen Jahren des nationalsozialistischen

Regimes im Rahmen des Kabarettprogramms *Zirkus Konzentrazani*. Wolfgang Langhoff, Autor des Textes, beschreibt in seinem Buch *Die Moorsoldaten*, zum ersten Mal 1937 in der Schweiz erschienen, wie es zu dieser Aufführung kam. Kabarett als Form des schwärzesten Humors und Überlebensstrategie war in den Konzentrationslagern des Dritten Reiches durchaus

nicht unüblich.

Akribisch hat das DIZ auf zwei CDs verschiedenste Wirkungsweisen und Interpretationen des Moorsoldatenliedes gesammelt. Neben Lesungen aus Langhoffs frühem Bericht über die Emslandlager, einem Interview mit Rudi Goguel, dem Komponisten des Liedes, und einem Auszug aus Brechts *Furcht und Elend des Dritten Reiches* finden sich englische, griechische, französische, niederländische, spanische und italienische Übersetzungen und Interpretationen. Musikalisch ist die avantgardistische Instrumental-Version von Hanning Schröder wie die punkige Version der Folkrock-Band Die Schnitter zu hören. Und auch die Interpretationen als Arbeiterkampfhymnen eines Ernst Busch oder Hannes Wader, die wohl den meisten ein Begriff sind, dürfen nicht fehlen. Abgerundet wird die Doppel-CD durch ein umfangreiches Booklet, das ausführlich die Entstehungsgeschichte des Liedes, seine Nachwirkungen und die Entstehungen der einzelnen Interpretationen beschreibt.

Das Lied der Moorsoldaten. 1937 bis 2000. Bearbeitungen, Nutzungen, Nachwirkungen. Herausgegeben vom DIZ, Papenburg 2002. 20,- Euro.



Geht uns endlich Frieden

Apropos Hannes Wader: Der ist auch auf der CD *Geht uns endlich Frieden* vertreten. Und in einem solchen Kontext steht die ganze CD. Von Waders pathetischem Trotz alledem bis zu Bettina Wegeners betroffenen-trunkenem *Sind so kleine Hände* findet man alles, was einen immer schon gegruselt hat.

Positive Ausnahmen stellen gerade noch Udo Lindenberg und Stoppok dar.

Eine neue Friedensbewegung braucht neue Friedenslieder war eine Parole, die auf den Demonstrationen gegen den Irak-Krieg durchaus des Häufigeren zu hören war. Da es diese nicht gab, wurden dennoch die alten Lieder gespielt. Da versteht man dann, warum Die Ärzte den ›Grotesk-Song‹ (Dies ist ein *Protestsong gegen Protestsongs*) geschrieben haben. Das Label Universal springt auf einen Zug auf, um eine friedenspolitische Subkultur zu bedienen, denen *As Civilians die* von Harum Scarum oder auch *American Life* von Madonna näher liegen würde. Wer dennoch Liedermacher mag, dem sei mal wieder Baxi ans Herz gelegt, der das, was man hier hören muss, auf seiner letzten CD in dem Song *Das Lied von den Anderen* mit folgenden Worten quittierte: »Ich habe es nie gemocht das Gezeter / Der Worthülsenknetter und Stellvertreter / Diejenigen, die am lautesten schrei'n / Findet man leichter und fängt sie dann ein / Abwärts zu höheren Ehren ...«

Diverse: *Geht uns endlich Frieden*. Universal. 14,99 Euro.

Torsten Bewernitz

Was auf die Ohren !

In der letzten Ausgabe ist leider einiges bei den Covern der CD-Tipps durcheinander geraten. Soll nicht wieder vorkommen und so gibt es an dieser Stelle passend zum Wetter wieder ein paar ganz

heiße Neuvorstellungen. In den letzten Wochen sind mir einige Knaller auf den Tisch gekommen, die zeigen, dass alte Haudegen zurzeit genauso aktiv sind, wie junge Hüpfen. So gibt es diesmal unter

anderem Neues von Clawfinger und Blur aus der alten Garde wie auch von den 12 Stones und Good Charlotte aus den Reihen der Newcomer.
Benny



12 Stones – Broken (EPIC / Sony)

12 Stones ? 12 Stones ! Ach ja, dass ist ja der Sänger, der beim *Evanescence* – Hit *Bring Me To Life* zum Daredevil Soundtrack das Mikro übernommen hat. Einen besseren Einstieg kann man in das deutsche Musikgeschäft gar nicht haben, ist

doch *Evanescence* noch immer hoch in den Charts. Die US-Amerikaner 12 Stones haben hier zu Lande noch keinen einzigen Tonträger in den Läden stehen, erst jetzt kommt mit dem gleichnamigen Album was für die hiesigen Fans auf den Plattenteller. Dabei geben sich die 4 Jungspunde (alle sind unter 21) abgezockt wie alte Helden und liefern ein exzellentes Debut.

Cover noch unveröffentlicht.



Blur – Crazy Beat (EMI)

Lange Zeit war es äußerst ruhig um die Mannen von *Blur*. Ihre letzte Single *Out Of Time* fand hierzulande auch recht wenig Beachtung, was wohl vor allem daran lag, dass sie nicht unbedingt tanzbar war und dementsprechend kaum in den Clubs gespielt wurde. Mit der neuen Single wird sich das aber sicherlich ändern. Nicht umsonst heißt sie *Crazy Beat*. Song 2 dürfte noch jedem Partymenschen ein Begriff sein und das hier wird definitiv ein würdiger Nachfolger. Pure Energie gepaart mit brutaler Big Beat Technik von Mastermind Fatboy Slim (!). Das Presseinfo nennt das Guerilla-Punk und genauso geht es ab.

Cover noch unveröffentlicht.



Clawfinger – Recipe For Hat (GUN/ BMG)

Lange Zeit war es relativ ruhig um die Crossover-Pioniere von *Clawfinger*. Jetzt kommt mit der neuen Single endlich wieder das erste Lebenszeichen der sechs Jungs und sie zeigen sich von ihrer besten Seite: gewaltige Riffs, spektakuläre Samples und natürlich der ein-

dringliche Sprechgesang von Sänger Zak. Alles natürlich extrem satt produziert. Die Single rockt wie die Hölle und endlich ist mal wieder das Hüpfen-Herz angesprochen, welches auf Oldskool Crossover (oh Gott, jetzt gibt es schon wieder eine neue Genrebezeichnung) steht.



Good Charlotte – Girls + Boys (EPIC / Sony)

Langsam aber dann ziemlich gewaltig haben sich *Good Charlotte* in den Punkrock Himmel gespielt. Vor einigen Wochen hierzulande noch gänzlich unbekannt, kam das Quartett aus Maryland mit ihrer Single

Lifestyles Of The Rich And Famous in die TOP 30 der deutschen Charts und auch ihr Album hielt sich wochenlang wacker bis unter die TOP 40. Ihre neue Single *Girls + Boys* ist nicht minder gut und läuft jetzt schon auf Rotation auf den Musiksendern. Punkrock at it's best.

Cover noch unveröffentlicht.



Dave Gahan – Dirty Sticky Floors (Mute / EMI)

Nachdem schon Depeche Mode Songwriter Martin Gore einen weiteren Soloausflug gewagt hat, wollte sich auch Sänger *Dave* nicht lumpen lassen und hat ein eigenes Album mitsamt Selbstkomponierten Songs herausgebracht, welches bereits die Charts gestürmt hat. Unter

Depeche Fans gehen die Meinungen über die Songwriterqualitäten *Gahans* weit auseinander, bei der Single *Dirty Sticky Floors* sind sich aber die meisten einig, dass er einer der besten Songs auf dem Album ist – allerdings ist es auch der Titel, der mit Abstand am tanzbarsten ist.



Linkin Park – Faint (Reprise / WEA / Warner)

Seit einiger Zeit sind *Linkin Park* aus der NuMetal Szene nicht mehr wegzudenken. Ihre letzten Singles waren allesamt Floorfiller und laufen im TV auf Heavy Rotation. Das neue Album *Meteora* schlug natürlich auch wieder ein wie eine Bombe und daraus wird nun die zweite

Single Namens *Faint* ausgekoppelt. Die Entscheidung musste einfach auf dieses Lied fallen, da es sicher eines der eingängigsten und tanzbarsten auf dem Album ist. Fast könnte man sagen, es ist schöne Popmusik, aber diese Definition wäre dann wohl doch zu harmlos für den Knallersong.